

SAGW-Bulletin

4 | 2019

ASSU Accademia svizra da ciencias humanas e sociais  
SAHS Swiss Academy of Humanities and Social Sciences

SAGW Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften  
ASSH Académie suisse des sciences humaines et sociales  
ASSU Accademia svizzera di scienze umane e sociali

# ESPACE RAUM

La science face à ses responsabilités politiques, **p. 16**  
Neue Räume für den Raum in der Ökonomie, **S. 22**  
Die literaturgeografische Vermessung der Schweiz – ein Traum, **S. 48**



# DOSSIER

## RAUM ESPACE

- 18 **Vorschau**
- 19 **Einleitung**  
*Bernhard Tschofen*
- 22 **Neue Räume für den Raum  
in der Ökonomie**  
*Christoph Hauser*
- 25 **Augmented Space Multiple**  
*Sibylle Künzler*
- 29 **Bildessay**  
*Markus Raetz*
- 36 **Wo beginnt und endet Mexiko-Stadt?**  
*Monika Streule*
- 39 **Raum und Architektur**  
*Werner Oechslin*
- 43 **Literatur und Leere**  
*Andreas Härter*
- 46 **Worte zur Wissenschaft**  
*Silvana Derungs*
- 48 **Die literaturgeografische Vermessung  
der Schweiz – ein Traum**  
*Barbara Piatti*

## Vorschau

# Zugänge, Praktiken, Kulturen

«Raum – Espace» lautet der Titel der sechsten Serie in der Veranstaltungsreihe «La Suisse existe – La Suisse n'existe pas». Zwölf Fachgesellschaften der SAGW organisieren zwischen Mai 2019 und Januar 2020 13 Veranstaltungen, die sich auf vielfältige Weise mit dem Raumthema befassen.

«Raum – Espace: Zugänge, Praktiken, Kulturen» lautet der Titel des vorliegenden Dossiers. Rund 30 Jahre nach dem Spatial Turn wirft es Schlaglichter auf die geistes- und sozialwissenschaftliche Raumforschung. Was tun Geistes- und Sozialwissenschaftler im Jahr 2019 mit der Kategorie Raum? Welche Fragen stellen sie? Hält unser Raumverständnis Schritt mit den Dynamiken der heutigen Welt?

Sieben Forscherinnen und Forscher, die sich in ihrer Arbeit mit *Raum* befassen, reflektieren solche Fragen ausgehend von ihrer eigenen wissenschaftlichen Tätigkeit und in ihrer disziplinären Verortung: Volkskunde und Kulturwissenschaften (Bernhard Tschöfen, Sibylle Künzler), Stadtethnologie (Monika Streule), Ökonomie (Christoph Hauser), Architekturgeschichte (Werner Oechslin), Literaturwissenschaften (Andreas Härter und Barbara Piatti).

Ihre Beiträge legen vielfältige Querverbindungen und Gemeinsamkeiten offen, ganz undogmatisch und über disziplinäre Grenzen hinweg. Sie zeigen: Die Materialität lässt sich auch in Zeiten digitaler Transformationen nicht abstreifen – nicht in der Architektur, die Räume durch ihre körperliche Begrenzung erst entstehen lässt, nicht in der Digitalisierung, die längst in unsere Körpertechniken gewandert ist.

Und: *Raum* ist nicht als stabile Grösse gegeben, er ist multipel geworden, man weiss häufig nicht, wo er beginnt und wo er aufhört: Er ist lokal, metropolitan und global, digital, fiktional und physisch – und häufig mehreres davon gleichzeitig. Oder wo genau finden eigentlich Prozesse wie die Urbanisierung und die Digitalisierung statt?

## **Espace: approches, pratiques, cultures**

*«Raum – Espace» est le titre du sixième cycle de manifestations mené dans le cadre de la série «La Suisse existe – La Suisse n'existe pas». Ce cycle comprend 13 événements, organisés entre mai 2019 et janvier 2020 par une douzaine de sociétés membres de l'ASSH, qui se sont approprié le thème de l'espace selon leurs différentes perspectives.*

*«Raum – Espace: approches, pratiques, cultures», ainsi s'appelle le présent dossier. Quelque 30 ans après le «tournant spatial» (Spatial Turn), il met en lumière la recherche spatiale en sciences humaines et sociales. Que font en 2019 les chercheurs et chercheuses en sciences humaines et sociales avec la catégorie de l'espace? Quelles questions posent-ils? Notre compréhension de l'espace suit-elle la dynamique du monde d'aujourd'hui?*

*Sept chercheuses et chercheurs qui traitent de l'espace abordent ces questions sur la base de leur propre travail scientifique et de leur positionnement disciplinaire: traditions populaires et études culturelles (Bernhard Tschöfen, Sibylle Künzler), anthropologie urbaine (Monika Streule), économie (Christoph Hauser), histoire de l'architecture (Werner Oechslin) et littérature (Andreas Härter et Barbara Piatti).*

*Dépourvues de tout dogmatisme, leurs contributions révèlent de multiples recoupements et similitudes et dépassent les frontières disciplinaires. Elles montrent notamment que même à l'époque des transformations numériques, on ne peut faire fi de la matérialité – pas davantage dans le domaine de l'architecture, qui ne crée des espaces que par leurs délimitations physiques, que dans la digitalisation qui modifie depuis un certain temps nos techniques corporelles.*

*Notons enfin que l'espace n'est pas donné comme une surface ou un volume stable, il s'est démultiplié, si bien qu'on ignore souvent où il commence et où il s'arrête: il est local, métropolitain et global, numérique, fictif et physique – et parfois un peu de tout cela en même temps. Ainsi est-on en droit de se demander où ont exactement lieu des processus tels que l'urbanisation et la numérisation.*



Einleitung

# Raum nach der Wiederkehr

## Warum er die Geistes- und Sozialwissenschaften weiterhin beschäftigen sollte

Bernhard Tschofen

Die einstmals kritisch attestierte Raumvergessenheit der Geistes- und Sozialwissenschaften scheint heute selbst vergessen zu sein. Wer heute in ihren Fächern akademisch sozialisiert wird, begegnet Räumlichkeit in vielfältigen Dimensionen und wird dafür sensibilisiert, Raum nicht als gegeben zu begreifen. Doch haben die neuen Dynamiken in unserer sozialen Welt unser Raumverständnis nicht längst wieder überholt? Und wie fordern sie unsere Epistemologien und Arbeitsweisen heraus? Eine Zwischenbilanz mit Ausblick nach drei Jahrzehnten der gesteigerten Aufmerksamkeit.

Vor drei Jahrzehnten, in den Jahren der Etablierung der SAGW in ihrer heutigen Form, hätte ein Schwerpunktthema «Raum – Espace» wahrscheinlich noch irritiert. Jedenfalls hätte es, wäre es überhaupt auf die Agenda gesetzt worden, einiger Erklärungen bedurft, und man hätte – jenseits einzelner Fächer oder beispielsweise der Vorstellung von Atlasprojekten – wohl auch Mühen gehabt, zu adäquaten Programmen und an entsprechende Beiträge zu gelangen. Vor allem aber hätten sich andere Themen und mehr noch andere Verständnisse gezeigt. Es ist anzunehmen, dass «Raum – Espace» weniger an die Fragen der seinerzeitigen Geisteswissenschaften als an ihre Antworten appelliert hätte; denn seltsamerweise war *der Raum* ja immer

da, blieb dabei aber weitgehend unbefragt und fungierte im Hintergrund als jene stabile Grösse, in der sich Geschichte, Kultur und sozialer Wandel ereigneten.

### Die räumliche Wende: theoretischer Nachvollzug einer veränderten Welt

Vor dreissig Jahren erschienen Edward Sojas «Post-modern Geographies», wenige Jahre später Marc Augés «Non-Lieux».<sup>1</sup> Beide Bücher – um nur zwei Meilensteine der später unter anderem als «Spatial Turn» bezeichneten Wende zu nennen – rüttelten aus ganz unterschiedlicher Perspektive an alten Gewissheiten. Sie stellten das Aufgehoben-sein des Sozialen im Raum ebenso infrage wie dessen quasi natürlichen Ort. Hatte man nicht gerade lernen müssen, Geschichtlichkeit diskursiv zu denken, die Widersprüche von Klasse und sozialem Handeln in sein Denken aufgenommen? Hatte man sich nicht gerade daran zu gewöhnen versucht, dass Geschlecht mehr ist als eine Kategorie der Unterscheidung von Männern und Frauen? Nun sollte auch noch etwas infrage gestellt werden, was man, wenn man nicht gerade Architektin oder Geograf war, gar nicht wahrnahm, weil es lebensweltlich mehr oder weniger unauffällig geblieben war:

---

1 Soja (1989); Augé (1994).

## Résumé

*L'oubli de l'espace par les sciences humaines et sociales, autrefois attesté de façon critique, semble aujourd'hui lui-même tombé dans les oubliettes. De nos jours, quiconque évolue académiquement dans le champ de ces disciplines rencontre l'espace dans de nombreuses dimensions et devient conscient de ne pas devoir tenir la notion de l'espace pour acquise. Cet article examine l'héritage du Spatial Turn et discute des défis auxquels sont confrontées les sciences humaines et sociales face aux nouvelles dynamiques de notre monde social. Il plaide en faveur d'une réflexion plus approfondie et cohérente sur les perspectives élargies par l'ouverture de la notion de l'espace. Cela inclut la réflexion sur les questions épistémologiques et les méthodes de travail ainsi que l'attention qu'il convient de porter à la diversité ontologique de l'espace sous le signe de son multiple décloisonnement. Les sciences humaines et sociales ne doivent plus rester entre elles, mais chercher le dialogue avec l'économie, les sciences naturelles et l'aménagement du territoire.*

der Raum. Karl Schlögel, der mit seinem 2003 erschienenen Buch «Im Raume lesen wir die Zeit» viel dazu beitrug, die Aufmerksamkeit für den Raum auch in die deutschsprachigen historischen Wissenschaften zu tragen, wies darauf hin, wie sehr die «Raumrevolutionen» von 1989 und 9/11 auch die Geistes- und Sozialwissenschaften sensibilisiert hatten.<sup>2</sup>

Über die Gründe ihrer langen Raumvergessenheit ist später viel spekuliert worden: Neben der Belastung des Raumthemas durch die nationalsozialistische Geopolitik und ihre Parolen wie «Blut und Boden» sowie dem generellen Vorrang der Zeit im Denken in der (sich mit ihr als «modern» erfindenden) Moderne ist dabei auch das Gefangensein unserer mit der Entstehung des Nationalstaats eng verflochtenen Fächer in einem «methodischen Nationalismus» mitzudenken. Zum Nachdenken über Raum gehörten in den letzten drei Jahrzehnten dementsprechend nicht nur die Wiederentdeckung wegweisender Konzepte der raumtheoretischen Klassiker wie Georg Simmel, Henri Lefebvre oder auch der phänomenologischen Tradition, sondern ebenso die Reflexion allgemeiner und disziplinärer Erkenntnisvoraussetzungen. Es ist daher kein Zufall, dass die ohnehin von der «Krise der Repräsentation» bedrängten Kulturfächer sich besonders dem Raum öffneten und relationales Denken und praxeologisches Herangehen vorantrieben. Wenn Kultur nicht mehr im Raum aufgehoben ist, das soziale Leben räumlich und medial entgrenzt ist, dann verlangt dies auch nach neuen Zugängen, in denen sich Beziehungen,

Übersetzungsleistungen und situative Ordnungen erfassen lassen. Hier liegen die Anfänge mehrortiger, mitgehender Forschung, die sich in den letzten Jahren von einem «follow the...» weiter zu einem «research through...» entwickelte: Heute versucht man nicht mehr nur, seinem Gegenstand zu folgen, sondern untersucht soziomaterielle Bedingungen durch den Gegenstand.

## Räumliche Dynamiken: Refigurationen

So weit, so gut: Dass es *den* Raum nicht gibt, lernen heute Studierende bereits in den ersten Semestern; angeregt von Konzepten aus den Gender und Postcolonial Studies lässt sich dabei nicht nur der Blick für Machtfragen schärfen, sondern vielleicht sogar Positionalität verstehen und Wissen dezentrieren. Das neue Raumverständnis hat jedenfalls unübersehbare Spuren in den Denkstilen und Werkzeugkästen der Geisteswissenschaften hinterlassen. Zu erwähnen sind hier längst nicht nur die ohnehin *rauminhärenten* Felder der Stadt- und Regionalforschung oder die augenscheinlich unter dem Signum der verschiedenen Formen von Mobilität stehenden Themenbereiche, sondern gerade auch abstraktere Felder wie die Wissensanthropologie oder Fragen kulturellen Eigentums. Zwei weitere Beispiele: Im Forschungsschwerpunkt «Sprache und Raum» der Universität Zürich geht es längst nicht mehr nur um Sprachräume im Sinne von Sprachen *im* Raum, sondern um ein «Doing Space» durch Interaktion in komplexer und multimodaler Räumlichkeit.<sup>3</sup> Und in unserem Forschungsprojekt über die Wiederkehr der Wölfe in der Schweiz kümmern wir uns weniger um die Konflikte *im* Raum und *um* den Raum, als wir uns für die ontologische Vielfalt *von* Räumen und (menschlichen und nichtmenschlichen) Akteuren interessieren. Die Konkurrenz der Wissensordnungen von städtischen Zentren, die dem Wolf freundlich gesinnt sind, und ländlichen Peripherien, die dem Wolf ablehnend gegenüberstehen, ist dann nur noch eine unscharfe Projektion einer problematisch gewordenen Figuration.

Auch Jahrzehnte nach dem Spatial Turn und ungeachtet ihrer Fokussierung auf räumliche Praxis und dynamische Räumlichkeit scheint raumwissenschaftliche Forschung trotzdem immer wieder an ihre Grenzen zu stoßen. Das liegt zum einen am Nachwirken essenzialistischer Verständnisse in Alltag, Öffentlichkeit und Politik (und dem problematischen Abstand zwischen den analytischen Begriffen und jenen des Feldes). Das wachsende Feld des kulturellen Erbes ist dafür ein herausragendes Beispiel, dessen affirmativer Charakter nur durch die Implementierung reflektierterer Policies auf der Grundlage intensivierter Forschung zurückgelassen werden kann. Zum anderen liegt es an der räumlichen Trägheit wissenschaftlicher Praxis und ihrer Werk-

2 Schlögel (2003).

3 Jucker, Andreas et al. (2018): Doing space in face-to-face interaction and on interactive multimodal platforms, in: Journal of Pragmatics 134, S. 85–101.

zeuge. Ein an der Technischen Universität Berlin angesiedelter Sonderforschungsbereich «Re-Figuration von Räumen» beschränkt sich daher bewusst nicht auf die Veränderungen sozialräumlicher Ordnungen der letzten Jahrzehnte, sondern adressiert dabei insbesondere räumliches Wissen und experimentelle Formen seiner Generierung und Vermittlung. Untersucht werden Prozesse der «Polykontextualisierung», «Mediatisierung» und «Translokalisierung», um die konflikt-hafte Gleichzeitigkeit räumlicher Ordnungen greifbar zu machen.<sup>4</sup> Der Ausgriff in die Vertikale – in den Raum unter und über uns – und die technisch-mediale Erweiterung der materiellen Sphäre durch Digitalisierung und Fernerkundung fordern auch und gerade die Geisteswissenschaften.

## Multiple Räume – eine gemeinsame Herausforderung

Wie ernst das zu nehmen ist, zeigt aus einer ganz anderen Perspektive argumentierend Bruno Latours verstörendes «Terrestrisches Manifest».<sup>5</sup> Es konfrontiert das geistes- und sozialwissenschaftliche Raumdenken mit den Konsequenzen des Anthropozäns und lässt danach fragen, wie wir uns eine Welt künftig vorstellen wollen, aus der man sich durch Leugnung des Klimawandels oder die Absage an die europäische Wertegemeinschaft einfach verabschieden zu können glaubt. Um solche Fragen, wenn schon nicht beantworten, dann zumindest differenziert stellen und diskutieren zu können, braucht es neuen Schwung für die interdisziplinäre Raumforschung. Sie hat dabei dringend auf die Lebensbedingungen einer mehr als menschlichen Welt (More-Than-Human World) zu reagieren, in der sich Mensch, natürliche und technisch erweiterte Umwelt irreversibel co-konstituieren. Die Geistes- und Sozialwissenschaften dürfen dabei nicht länger unter sich bleiben, sondern müssen den Austausch mit Ökonomie, Naturwissenschaften und Planung suchen. Die gemeinsame Reflexion von Konzepten und Arbeitsweisen ist dafür unverzichtbar. In einem historisch wie räumlich so komplex verflochtenen Land wie der Schweiz, einer Gesellschaft, in der die Beziehung zwischen Raum und Identität derart eng ist, sollte dafür Platz sein.

### Literatur

- Augé, Marc (1994): Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit, Frankfurt a.M. (Die französische Originalausgabe erschien 1992 unter dem Titel «Non-Lieux. Introduction à une anthropologie de la surmodernité».)
- Latour, Bruno (2018): Das terrestrische Manifest, Berlin.
- Schlögel, Karl (2003): Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik, München.
- Soja, Edward W. (1989): Postmodern Geographies. The Reassertion of Space in Critical Social Theory, London.

### DOI

10.5281/zenodo.3538847

### Zum Autor

Bernhard Tschofen ist Professor für Populäre Kulturen am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich. Zu seinen Schwerpunkten in Forschung und Lehre gehören die Berührungsfelder von Alltags- und Wissenskulturen (in Tourismus, Kulturerbe und Museum) sowie raumkulturelle Fragen in Geschichte und Gegenwart. Bernhard Tschofen ist Mitglied im Vorstand der SAGW.



4 Löw, Martina und Hubert Knoblauch (2019): Die Re-Figuration von Räumen. Zum Forschungsprogramm des Sonderforschungsbereichs «Re-Figuration von Räumen» (Sonderforschungsbereich 1265 Working Paper 1), Berlin.

5 Latour (2018).

# Neue Räume für den Raum in der Ökonomie

Christoph Hauser



Weit weg und doch nahe beieinander:  
Arbeiten im Café

**Hat der Raum für die Ökonomie eine Bedeutung? Und wie verändert sich diese mit der digitalen Transformation? Die These ist «ja, der Raum zählt», die Antithese ist «nein, die Distanz ist tot», und die Synthese lautet «die Bedeutung des Raums verschiebt sich». Die Bedeutungen des Raums dürften sich für die Ökonomie in Zukunft nicht ganz verflüchtigen, aber deutlich wandeln.**

Grundstücke haben einen Wert. Der Boden ist knapp und damit eine kostbare Ressource. Wer höher bauen kann, hat einen Vorteil. Wer Öl im Boden findet, wird nach wie vor reich. Der Raum ist offensichtlich ein ökonomisch interessantes Gut. In der Ökonomie finden die meisten Überlegungen zum Raum eigentlich in Flächen, nämlich in einem geografisch abgesteckten Raum, statt. Dieser bildet eine natürliche Klammer für ein wirtschaftliches System.

Diese Wirtschaftsräume werden aktiv gepflegt. Staaten möchten eine tiefere Arbeitslosigkeit, Regionen möchten Unternehmen ansiedeln oder Städte möchten mehr Steuereinnahmen generieren. In der föderalen Schweiz gibt es Wirtschaftsförderungen in Gemeinden, in Kantonen und in Grossregionen. Unternehmen sollen innerhalb eines gegebenen Raums angesiedelt und in ihrem Wachstum und Fortbestand unterstützt werden. Es wird Standortmarketing betrieben. Standortfaktoren wie die Erreichbarkeit, die Steuerbelastung oder das Bildungswesen werden gezielt verbessert. Aktive Regionalpolitik soll periphere Räume vor dem wirtschaftlichen Abstieg bewahren.

## Ja, der Raum zählt

Die Fähigkeit, zu innovieren, gilt als Schlüssel zum Wirtschaftswachstum. Innovationsfähigkeit ist dabei nicht nur Individuen oder Unternehmen zugeschrieben, sondern notabene massgeblich auch den regionalen Räumen res-

pektive deren Akteuren in ihren verschiedensten Rollen und in ihrem durch Nähe geförderten Zusammenwirken. Unternehmerinnen, Politiker, Forscherinnen und viele mehr bilden zusammen ein regionales Innovationssystem, indem sie sich denselben Raum teilen. Gut sichtbar wird dies zum Beispiel, wenn sich im Radius einer Pendlerdistanz eine bestimmte Branche besonders stark und international konkurrenzfähig entwickelt. Über die Jahrzehnte entstehen auf diese Weise Cluster wie die Lifesciences-Industrie in Basel, innerhalb deren sich Lieferanten und Abnehmer, Arbeitsstellen und Arbeitskräfte sowie eine gemeinsame Wissensbasis wechselseitig begünstigen.

Der ökonomische Erfolg ist je nach Nation oder Region sehr ungleich. Die Frage nach der fundamentalsten Ursache für diese Unterschiede hat die Ökonomie seit jeher stark beschäftigt. Gewiss wäre Katar ohne Erdöl nicht, was es heute ist. Aber natürliche Ressourcen sind gar nicht so entscheidend. Die Schweiz ist ein Paradebeispiel, was ohne Rohstoffe im Boden zu erreichen ist. Entscheidend für den Erfolg eines Wirtschaftsraums dürften seine Institutionen sein – Institutionen verstanden als die geltenden und gelebten Regeln, Gesetze und Gebräuche. Seien sie als hoheitliche Gesetze verpflichtend, in Verhaltenskodizes vereinbart, als Usancen in einer Branche eingebürgert, als Organisationsleitlinien umgesetzt oder als soziale Normen im Alltag gegenwärtig: Die Summe von Spielregeln im weitesten Sinne setzt langfristig die Anreize und Bedingungen für wirtschaftliche Aktivitäten. Die Kausalketten von den Gesetzen, Regeln und Gebräuchen bis zur ökonomischen Wertschöpfung mögen lang und unklar sein. Klar ist, dass es Unterschiede gibt von Ort zu Ort, von Region zu Region und von Staat zu Staat. Institutionen erklären zum Beispiel, warum das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf in Südkorea zwanzigmal höher ist als in Nordkorea.

## Nein, die Distanz ist tot

Die digitale Transformation könnte nun alles ändern. Daten und Apps haben eine mikroskopisch kleine räumliche Ausdehnung, aber sie überwinden Distanzen in Lichtgeschwindigkeit und ohne Zollkontrolle. Wo findet die Wertschöpfung statt, wenn jemand in Schöpfheim seine X-Box aus Singapur startet und das in British Columbia entwickelte, teilweise in Vietnam programmierte und nach London einbezahlte Videospiele über einen Server in den Niederlanden laufen lässt? Bereits ohne Digitalisierung neigen internationale Konzerne dazu, Gewinne räumlich dorthin zu verschieben, wo die Steuerbedingungen am vorteilhaftesten sind. Mit der digital vollends enträumlichten Wertschöpfung wird es noch komplizierter, festzulegen, in welchem Raum welche ökonomische Leistung erbracht wird. Darum wird eine Umkehr diskutiert: Nicht mehr dort, wo die (digitale) Wertschöpfung hervorgebracht wird, soll die Steuerhoheit liegen, sondern dort, wo das digitale Gut konsumiert wird.

Ist nun in der Ökonomie die Distanz tot und wird der Raum obsolet? Solange man über das Internet bloss Zahlentabellen austauschte oder Websites wie Schaufenster be-

## Résumé

*L'espace a-t-il une quelconque importance pour l'économie? Et comment celle-ci évolue-t-elle avec la transformation numérique? La thèse est «oui, l'espace joue un rôle», l'antithèse «non, la distance ne compte plus», et la synthèse «l'importance de l'espace se déplace». Quoi qu'il en soit, il serait prématuré d'enterrer l'espace du point de vue économique. Premièrement, il est à douter qu'absolument toutes les connaissances pertinentes puissent passer à travers les canaux numériques, car l'échange humain en face à face demeure important et nécessite une rencontre dans un même lieu. Deuxièmement, la disponibilité de l'information n'apporte rien, si celle-ci ne peut être classée de façon productive. Des connaissances préalables ancrées au niveau régional contribuent à filtrer correctement les informations, à les utiliser concrètement et donc à les transformer en valeur ajoutée. Troisièmement, des espaces de vie attrayants jouent un rôle important dans la lutte pour attirer de la main-d'œuvre qualifiée. Ils ne sont plus la conséquence d'un espace économique florissant, mais en sont devenus une condition préalable. Les institutions – comprises comme les règles, les lois et les coutumes en vigueur – sont susceptibles de devenir à l'avenir encore plus importantes pour le succès d'un espace économique: cela se produira là où la tradition régionale, le droit national et les codes numériques comme «sources de l'ordre» sont en harmonie.*

trachtete, solange war die Diskussion beschränkt auf den Zugang zu Informationen. Aber jetzt geht es um die Institutionen. Es geht um den Grund, warum Südkorea so viel reicher ist als Nordkorea. Während das World Wide Web schon im letzten Jahrhundert funktionierte, ist es relativ neu, wie selbstverständlich Verträge digital abgeschlossen werden. Die (noch) raumgeprägten und raumprägenden Institutionen gehen zunehmend in den digitalen Raum über. Sie werden physisch enträumlicht. Drei Beispiele:

- Wo sich ein bestimmter Bitcoin befindet, auf den in einer dezentral abgespeicherten Datenkette verwiesen wird, ist schlicht nicht mit einer Ortsangabe zu beantworten.
- Manch eine oder einer bucht eine Wohnung in einem völlig fremden Land und weiss nicht, wo der Server steht, der diese Transaktion abwickelt. Aber man übernachtet in fremden Gemäuern, ohne zu zögern. Irgendwo liegt eine Buchungsplattform und sichert das Vertrauen virtuell ab.
- Was geschieht, wenn jemand über eBay eine Vase in Polen kauft und diese zerbrochen zu Hause ankommt? Man zieht nicht das polnische Recht bei. Man wird sich nicht in das polnische Dorf begeben, um sich dort am Stammtisch zu beschweren. Nein, man ruft die eBay-Website auf und schaut, welche Möglichkeiten die elektronische Plattform bietet.



Dass sich Informationen und Institutionen aus dem Raum verabschieden, führt zum Absterben der Distanz und zu einer Angleichung der ökonomischen Geografien. Der Raum ist tot, es lebe der Cyberspace!

## Die Bedeutung des Raums verschiebt sich

Doch es wäre verfrüht, den Raum in ökonomischer Hinsicht zu Grabe zu tragen. Erstens gibt es Zweifel daran, dass wirklich alles relevante Wissen durch digitale Kanäle hindurchschlüpfen kann. Der menschliche Austausch von Angesicht zu Angesicht braucht (noch?) das Zusammenreffen im gleichen Begegnungsraum. Spontaneität und Subtilität, aber auch die durch die physische Präsenz unterstrichene Verbindlichkeit der raumgebundenen Kommunikationsform bringen eine bestimmte Qualität mit sich, die für einen wichtigen Teil des Wissensaustauschs (noch?) nötig scheinen, etwa um eine unternehmerische Haltung zu vermitteln oder um genug Vertrauen für ein gemeinsames Geschäft aufzubauen.

Zweitens: Mit der Verfügbarkeit von Informationen ist noch nichts gewonnen, wenn eine Information nicht produktiv einzuordnen ist. Innovation heisst, Informationen in Wertschöpfung zu überführen. Das gelingt nicht in jedem Raum gleich gut, auch wenn überall die gleichen Informationen anzupapfen sind. Vorwissen ist nötig, um relevante Informationen zu selektieren und anzuwenden. Wirtschaftsräume mit hohem Vorwissen bauen ihr Wissen daher überproportional aus. Schlaue Regionen ziehen davon, andere bleiben stehen, obschon doch so viele Informationen erhältlich wären.

Drittens: Talente gesellen sich gerne zu anderen Talenten. Kämpften früher die Regionen um Arbeitsplätze, so umwirbt man heute die Fachkräfte. Coole Orte mit viel Toleranz und Freiräumen haben hier die besseren Karten. Attraktive und inspirierende Lebensräume sind nicht mehr Endresultat eines florierenden Wirtschaftsraums, sondern eine Voraussetzung dafür. Auch wenn die Distanz noch so tot ist – irgendwo müssen sich die Fachkräfte ja schliesslich aufhalten. Und dies tun sie mit Vorliebe im attraktivsten Lebensraum.

Der letzte Punkt ist wichtig: Es herrscht Fachkräftemangel. Dies trotz den Ankündigungen, Roboter und künstliche Intelligenzen würden den Menschen die Arbeit wegnehmen. Doch die Technik ist nicht nur Ersatz für Arbeit, sondern Technik kann die Arbeit insbesondere auch produktiver machen, solange ein Mensch sich der Technik als Werkzeug geschickt bedienen kann. Die Datenlage deutet auf eine Polarisierung der Jobanforderungen hin: Mehr hoch qualifizierte, aber auch mehr tief qualifizierte Arbeit wird von der Wirtschaft gebraucht. Erodieren sind schon jetzt die Arbeitsstellen mit mittleren Anforderungen: Sachbearbeiterinnen oder Buchhalter. Die Jobpolarisation wird nicht jeden Raum gleich treffen. Dort, wo das Wissen konzentriert ist, kann auch relativ teure Arbeitskraft ihre Produktivität so weit steigern, dass sie gegenüber Tieflohnländern konkurrenzfähig wird. So ist zum Beispiel eine Rückverlagerung von industrieller Produk-

tion aus Fernost in die an sich teure Schweiz dank Robotern und dem passenden, hier vorhandenen Know-how möglich.

Ein zunehmender Anteil der Güter und Dienstleistungen selbst wird digitalisiert und damit enträumlicht. Tonträger oder Taxivermittlungen sind zwei Beispiele, die sich aus dem Raum in einen Server verlagert haben. Wenn sich in der Folge die Logistik über das Internet abwickeln lässt, dann verschwindet die räumliche Nähe als Schutzwall für lokale Anbieter. Das tötet den Raum aber nicht, im Gegenteil: Gewinner gewinnen global, und siedeln sich im passendsten Raum an.

Wo darf Uber unter welchen Bedingungen Taxifahrten vermitteln? Welches Urheberrecht fördert Kulturschaffende, Kultur und Gemeinwohl im digitalen Zeitalter am besten? Weil sich die Bedeutung des Raums für die digitale Ökonomie wandelt, fragt es sich in den unterschiedlichsten Bereichen, wie regionale Tradition, nationales Recht und digitale Codes in Einklang kommen. Dort, wo diese Quellen der Ordnung gegenseitig harmonisieren, dort dürften künftig die wirtschaftlich erfolgreichen Räume zu finden sein.

Dieser Text basiert auf der Monografie «Ordnung ohne Ort. Institutionen und Regionalökonomie im digitalen Zeitalter».

### Literatur

- Acemoğlu, Daron und James A. Robinson (2012): Why nations fail: the origins of power, prosperity, and poverty, New York.
- Hauser, Christoph (2017): Ordnung ohne Ort. Institutionen und Regionalökonomie im digitalen Zeitalter, Zürich.
- Meissner, Jens O. et al. (2016): Flexible neue Arbeitswelt. Eine Bestandsaufnahme auf gesellschaftlicher und volkswirtschaftlicher Ebene, Zürich.

### DOI

10.5281/zenodo.3538853

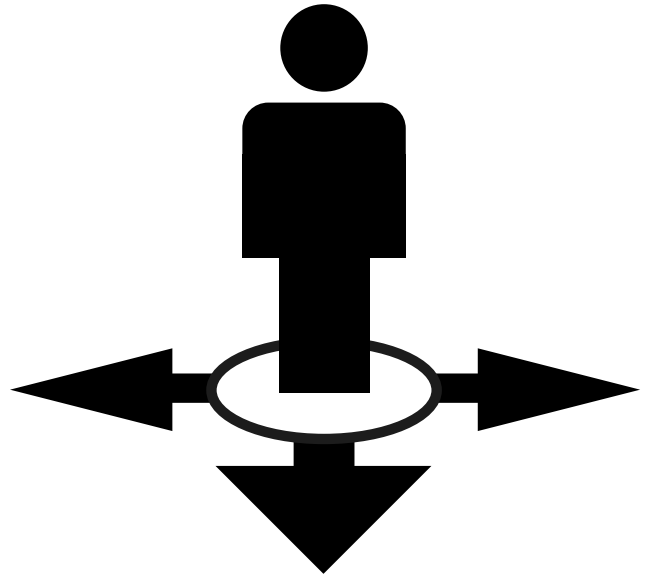
### Zum Autor

Christoph Hauser ist Leiter des Kompetenzzentrums Management & Law an der Hochschule Luzern – Wirtschaft. In seiner Forschung und Lehre befasst er sich insbesondere mit Ökonomie im digitalen Zeitalter, mit Regional- und Institutionenökonomie, Standort- und Innovationspolitik sowie strategischem Verhandlungs- und Vertragsmanagement.



# Augmented Space Multiple

Sibylle Künzler



Im wissenschaftlichen Diskurs zeichnet es sich langsam ab: Der Zenit des Hypes um das Digitale ist bereits überschritten. Dies bedeutet aber kein Zurück zum physischen Raum, sondern eine Verschiebung hin zu vielfältigen topologischen Raumrelationen. Herkömmliche Dichotomien wie «real – virtuell» oder «digital – physisch» reichen als Kategorien nicht mehr aus. Denn das Digitale hat sich ausdifferenziert und ist längst in die Körpertechniken und in unsere Wahrnehmung sedimentiert.

*Eine Frau schlendert die Möhrlistrasse hinunter, bleibt bei der Nr. 24 stehen und blickt zum Haus. Gerne würde sie auf die Blümlisalpstrasse dahinter springen, um die Gebäuderückseite zu sehen. Auf ihrem Smartphone öffnet sie Google Street View. Aber diese Strassenansicht kann nicht abgerufen werden – auch dann nicht, wenn die Frau ihr Mobile reflexartig zu bewegen beginnt und sich schliesslich selbst um ihre Achse dreht.*

Um was für ein Raumarrangement handelt es sich bei dieser in meinem Feldtagebuch beschriebenen Szene? Was genau ist «digital» an digitalen Räumen und wie können sie erforscht werden? Solche Fragen habe ich in meiner Forschungsarbeit «Exploring Shifting Topologies» kritisch reflektiert. Ausgehend von transduktiven Touren durch Google Maps – und darüber hinaus – wurde das Raumkonzept des Augmented Space neu gefasst.

## Digitale Räume?

In den letzten Jahren ist das Interesse an digitalen Räumen deutlich gestiegen. Eine Ursache dafür sind nicht zuletzt Onlinenavigationstools wie Google Maps und Street View. Als diese Tools vor etwa zehn Jahren aufkamen, be-

richteten Zeitungsartikel noch primär vom «virtuellen Spaziergang»<sup>1</sup> in den Street-View-Panoramen; Stimmen aus den Kulturwissenschaften hingegen verkündeten zeitgleich ein neues, «navigatorisches» Mapping-Verständnis, das die Vorstellung von Karten als Abbilder eines vermeintlich realen Raums ablöse und uns auf gefährliches Terrain («risky territory») treten lasse: Auf diese Karten blickt man nicht nur, man loggt sich in sie ein und ordnet verschiedene aufeinander folgende Wegmarken entlang einer Entwicklungsbahn an («to align several successive signposts along a trajectory»)<sup>2</sup>.

Folgt man diesen Anordnungen (Alignments) am Beispiel von Google Maps und Street View, eröffnen sich fortlaufend sich transformierende Raumtopologien aus Myriaden unterschiedlicher Wegmodalitäten und Verknüpfungstypen: Diese Wege können beispielsweise in den visualisierten Bildraum der Street-View-Panoramen führen, aber auch aus einer sequenziellen Handlungsabfolge mit diesen Navigationstools entstehen, etwa wenn nach einer Adresse gesucht wird. Ebenso gehen sie aber auch quer durch die Bildschirme, Smartphones, Panoramabilder und Strassen und können sogar an Orte führen, die bisher nicht als digital bezeichnet worden wären. Das medientechnische Arrangement ist als Körperwissen in unserer Raumwahrnehmung und -praxis sedimentiert. Einmal hindurchgegangen, ist die Wahrneh-

- 1 Schuppisser, Raffael: Spaziergang am Bildschirm, in: Neue Zürcher Zeitung, 23.08.2009, [www.nzz.ch/aktuell/startseite/spaziergang-am-bildschirm-1.3394717](http://www.nzz.ch/aktuell/startseite/spaziergang-am-bildschirm-1.3394717), (04.09.2014).
- 2 November, Camacho-Hübner, Latour (2010), S. 586.

mung «technologieimprägniert»<sup>3</sup>. Die Zoombewegung von Zeigefinger und Daumen beispielsweise ist zu einer derart selbstverständlichen Raumpraxis und Körpertechnik geworden, dass sie – wie beobachtet – von Kindern sogar an der Glasscheibe des Zoo-Aquariums anzuwenden versucht wird. Das Digitale steckt hier tatsächlich in den Fingern. In, mit und durch – es gibt auch weitere Modalitäten – beschreiben also jeweils eine ganz andere Anordnung digitaler Räume, als wir sie gemeinhin verstehen: Die digitalen Räume, obschon ontologisch sehr unterschiedlich, treten gleichzeitig nebeneinander auf, durchqueren sich oder wirken relational aufeinander ein. Diese Raumtopologie wird als multiples, flüchtiges und äusserst zufallsbestimmtes Weggeflecht erfahrbar.

Auch ein solches Raumkonzept ist in seinem Kontext zu verstehen: Es knüpft an die topologische Raumwende an und steht im Zeichen einer Transformation des Digitalen hin zu einem augmentiert-multisensorischen Prinzip.

## Raumtheoretische Horizonte

In den Kulturwissenschaften gab es seit den 1980er-Jahren drei Raumwenden (Turns): den Spatial, den Topographical und den Topological Turn. Mit dem Spatial Turn wollte unter anderen der amerikanische Humangeograf Edward Soja «Raum» nicht als Gegenstandsbereich, sondern als Analysekatgorie verstehen. Kennzeichnend für diese Raumwende ist also die Zurückweisung einer banalen Auffassung von «Raum» als (territorialem) Container oder Behälter zugunsten des Konzepts eines relationalen Ordnungsraums.<sup>4</sup> Im deutschsprachigen Wissenschaftsdiskurs wiesen Julia Lossau und Roland Lippuner jedoch darauf hin, dass selbst in Spatial-Turn-Studien mit «Raum» implizit doch oftmals der physische, vermeintlich reale Raum gemeint war.<sup>5</sup> Auch bei der massgeblich von der Literaturwissenschaftlerin Sigrid Weigel formulierten topografischen Wende – als Sub-Strömung des Spatial Turn und als Antwort auf die Kritik an ihm – bleibt mit der Fokussierung auf Raumrepräsentationen die Idee eines physischen Raums zum Teil bestehen. Der Begriff Repräsentation – selbst wenn er als «Re-Präsentation» konzeptualisiert wird – impliziert gewissermassen eine prä-existente Entität, hier ein materieller Raum, als Referent der Beschreibungen, Bilder oder Karten.

---

3 Zimmerli, Walther Ch. (1997): Technologie als Kultur, Hildesheim, zit. nach Hengartner, Thomas (2012): Kultur – Technik – Alltag. Technikforschung als Alltagskulturforchung, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 108, S. 117–139, hier S. 120.

4 Vgl. u.a. Läßle, Dieter (1991): Essay über den Raum. Für ein geschichtswissenschaftliches Raumkonzept, in: Häussermann, Hartmut (Hg.): Stadt und Raum. Soziologische Analysen, Pfaffenweiler, S. 157–207, hier S. 188–189.

5 Lippuner, Roland und Julia Lossau (2004): In der Raumfalle. Eine Kritik des Spatial Turn in den Sozialwissenschaften, Bielefeld, S. 47–64.

Im Gegensatz zum anhaltend prominenten Spatial Turn kommt den anderen beiden Wenden keine vergleichbare Aufmerksamkeit zu. Ebenso wird die Kritik am Spatial Turn kaum berücksichtigt. Für die Analyse digitaler Räume ist es allerdings bedeutsam, dass die Ansätze der ersten beiden Raumwenden zu wenig deutlich mit dem Konzept des physischen Raums zu brechen vermochten. Wenngleich es bei Google Maps und Street View zunächst nahezuliegen scheint, diese topografisch zu erforschen, so erweist sich doch der von Stephan Günzel in der deutschsprachigen Raumtheorie propagierte Topological Turn als besser anschlussfähig.<sup>6</sup>

Das Konzept der Topologie betont das Relationale. Bei digitalen Räumen werden dadurch jegliche Alignments relevant – beispielsweise von Bangladeschs Strassen, zum Pixel, zum Street-View-Panorama, zum stilisierten Cursor-Männchen «Pegman», zur Computermaus, zur Hand, zum Kaffeegeruch in der Nase, zum gezückten Taschentuch. In der Studie «Exploring Shifting Topologies» wurde das topologische Raumkonzept um eine akteurszentrierte, praxeologische Perspektive ergänzt: Ziel war es, die Möbiusschleife aus der Sicht der Ameise zu verstehen, die multiple Topologie von der wahrnehmenden Forscherin ausgehend wegräumlich zu erforschen. Gewinnbringend ist diese Zugangsweise, weil sie wirkmächtige Transformationen gegenwärtiger Raumwahrnehmungsweisen freilegt, die mittels herkömmlicher Dichotomien wie «real – virtuell» oder «digital – physisch» nicht beschrieben worden wären.

## Transformationen des Digitalen

Was als «digital» gefasst wird, hat eine Geschichte. In den letzten Jahren zeichnete sich sowohl in der technologischen Entwicklung wie in den kulturwissenschaftlichen Diskursen ein Wandel vom virtuell-visuellen zum augmentiert-multisensorischen Prinzip des Digitalen ab. Wenngleich Pioniere der Informatik bereits seit Beginn der 1990er-Jahre anhand von Konzepten wie Ubiquitous Computing, Locative Media oder Mixed Reality eine stärker in die Umgebung eingebettete Computertechnologie beschrieben, so standen in der öffentlichen Wahrnehmung diese Ansätze noch lange im Schatten des sogenannten Cyberspace. Populäre Romane wie «Neuromancer» oder Filme wie «Matrix» zeichneten besagten Datenraum als Virtual Reality, als virtuellen Raum im Computer. Das Virtuelle wurde dabei zumeist als körperlos beschrieben: Durch Immersion tauchen die Userinnen und User visuell in einen scheinbar unechten Raum hinter dem Bildschirm ein. Die Philosophin Sybille Krämer ist eine der wenigen, die darauf hingewiesen haben, dass der Körper bei der Computernutzung aber keineswegs verschwindet und vielmehr eine beidseitig durchlässige «elektronische Nabel-

---

6 Günzel (2007).

## Résumé

*Dans le discours scientifique, il devient peu à peu évident que le climax du buzz autour du numérique est déjà derrière nous. Pour autant, il n'est pas question d'un retour à l'espace physique, mais d'un glissement vers des relations spatiales topologiques multiples. Les dichotomies traditionnelles telles que « réel – virtuel » ou « numérique – physique » ne sont plus des catégories suffisantes. Sur la base de la thèse de doctorat « Exploring Shifting Topologies » (en cours de publication), ce texte traite, dans une perspective d'études culturelles, de nouvelles approches pour une meilleure compréhension des espaces numériques, car ce que l'on entend par là a subi des changements et une différenciation majeurs ces dernières années. Ceci est également confirmé par une analyse approfondie de Google Maps et Street View: les topologies des espaces numériques s'étendent au-delà de ces plateformes. Des concepts d'espace tels que celui de l'espace augmenté seraient donc plus adaptés. En suivant les chemins dans, avec, à travers ou au-delà de Google Maps, il est devenu évident, cependant, qu'au lieu d'un espace unique, nous sommes bien davantage en présence des arrangements du numérique les plus divers et que d'autres dispositions spatiales se constituent en conséquence. L'outil heuristique qui prend en compte la diversité des espaces numériques est multiple et appelle la remise en question de concepts théoriques isolés du numérique et des espaces digitaux.*

schnur»<sup>7</sup> zwischen Userin beziehungsweise User und Avatar vorhanden sei. Das Virtuelle ist somit immer eine körperliche Erfahrung, die «über das Auge hinausgeht».<sup>8</sup> In der Computerentwicklung ist komplementär dazu von einer «Rückkehr des Sensorischen» die Rede.<sup>9</sup> Vor diesem technisch-konzeptionellen Hintergrund wird anstelle von Immersion Transduktion zentral: Die Wege der Wahrnehmung sind äusserst zufallsbestimmt und alle Verknüpfungen bedeutsam. Die Wahrnehmung führt durch das medientechnische Arrangement und umgekehrt wird der Augmented Space wegräum-

lich, das heisst durch dieses Alignment wahrnehmbar. Diese Verknüpfungswege bleiben als körperliches Raumwissen präsent.<sup>10</sup>

Das Konzept des Augmented Space ist in den Kultur- und Medienwissenschaften stark mit dem Namen Lev Manovich verknüpft: Manovich will damit ein neues, hybrid-digitales Raumkonzept des erweiterten Raums beschreiben und hebt seinerseits die Wahrnehmung als wichtige Perspektive hervor. Manovich gibt jedoch trotzdem den Medien den Vorrang und versteht Erweiterung als eine Überlagerung des physischen Raums durch dynamische Daten («overlaying the physical space with the dynamic data»)<sup>11</sup> Er hält somit ein Zweiraumdenken – eine Trennung zwischen einer physischen Umgebung und einer Sphäre der Datenzirkulation – aufrecht. Es gilt aber auch bei digitalen Räumen, nicht in die «Raumfalle» zu tappen und stets zu reflektieren, ob nicht erneut konventionelle Raummodelle und zu enge Begriffscontainer geschaffen werden. Damit sich gegenwärtige Phänomene adäquat erfassen lassen, muss das begriffliche Instrumentarium qualitativ neu arrangiert werden – weder digital noch analog noch hybrid, sondern beyond. Anstatt den Begriff «digital» zu verwenden, bietet es sich vielleicht eher an, von Datenbanken, von Körpertechniken oder von Verknüpfungstypen zu sprechen.

## Transduktive Touren in, mit, durch

Es ist also gewinnbringend, diese beiden Diskursstränge einer akteurszentrierten Variante der Topologie und die Hinwendung zum augmentierten-multisensorischen Prinzip, welches schliesslich auch das «Beyond» auf den Plan ruft, zusammenzuführen und damit den Augmented Space als multiple, im «Doing» hergestellte Topologie zu verstehen. Es zeigt sich dadurch, dass auch die zur Beschreibung des Augmented Space verwendeten Medien-, Technik-, Raum-, Bild- und Wahrnehmungsbegriffe sich relational bedingen: Ein enger Medienbegriff, der diese als technische Endgeräte wie Smartphone oder Computer fasst, führt eher dazu, von einem virtuellen Behälterraum oder von einem virtuellen und einem realen Raum auszugehen. Gereist wird dann entweder in Street View, im visualisierten Bildraum im Computer oder es wird mit den Navigations-Tools gearbeitet, beispielsweise, wenn Userinnen und User Panoramabilder mit der Situation vor Ort abgleichen. Werden hingegen bewusst weite Begriffstopologien für die Analyse gewählt, tritt eher das Multiple hervor und es rücken auch Orte in den analytischen Fokus, die mit einem herkömmlichen Begriffs-

7 Krämer, Sybille (2002): Verschwindet der Körper? Ein Kommentar zu computererzeugten Räumen, in: Marsch, Rudolf und Niels Werber (Hg.): Raum – Wissen – Macht, Frankfurt a. M., S. 49–68, hier S. 53.

8 Bendix, Regina (2006): Was über das Auge hinausgeht. Zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 102, S. 71–84.

9 Hornecker, Eva (2008): Die Rückkehr des Sensorischen: Tangible Interfaces und Tangible Interaction, in: Hellige, Hans Dieter (Hg.): Mensch-Computer-Interface. Zur Geschichte und Zukunft der Computerbedienung, Bielefeld, S. 235–256.

10 Künzler, Sibylle (2015): Transduktion. Ein möglicher Erkenntnismodus zur Erforschung multisensorischer Praxis und augmentierter Kinästhetik? Referat im Rahmen des 40. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Zürich.

11 Manovich, Lev (2006): The Poetics of Augmented Space, in: Visual Communication 5,2, S. 219–240.

werkzeug nicht als digital beschrieben würden («arbitrary locations»)<sup>12</sup>. Gegenwärtige Raumphänomene sind stark vom augmentiert-multisensorischen Prinzip des Digitalen geprägt: Die eingangs beschriebene Körperdrehung der Frau ist dann als Signpost im Modus des durch zu verstehen und damit genauso – oder eben genau anders – digital wie ein Code in Googles Programmskripten. Im wissenschaftlichen Diskurs beginnt es sich abzuzeichnen: Der Zenit des Hypes um das Digitale ist bereits überschritten. Dies bedeutet nun aber kein Zurück zum physischen Raum, sondern einen Shift in unzählbare topologische Raumrelationen: Nicht für alle Wege digitaler Räume gelten dieselben Kategorien – Augmented Space Multiple. Diese Erkenntnis fordert dazu auf, in Forschungsarbeiten zu aktuellen Raumphänomenen genauer «hinzuzoomen» und Digitales und Raumrelationen partikulärer und situativ aus dem jeweiligen Feld- und Forschungskontext heraus immer wieder neu und in ihrer Vielfältigkeit, ja sogar Zufallsbestimmtheit, zu reflektieren.

## Literatur

- Günzel, Stephan (2007): Raum – Topographie – Topologie, in: Ebd (Hg.): Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften, Bielefeld, S. 13–29.
- Mol, Annemarie (1999): Ontological Politics. A Word and Some Questions, in: The Sociological Review 47, S1, S. 74–89.
- November, Valérie, Eduardo Camacho-Hübner und Bruno Latour (2010): Entering a Risky Territory: Space in the Age of Digital Navigation, in: Environment and Planning D: Society and Space 28, 4, S. 581–599.

## DOI

10.5281/zenodo.3538855

## Zur Autorin

Sibylle Künzler ist Oberassistentin am Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der Universität Basel. Ihre Doktorarbeit «Exploring Shifting Topologies» (im Erscheinen) verfasste sie am Institut für Sozialanthropologie und empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich. In ihrem aktuellen Forschungsprojekt befasst sie sich mit gegenwärtigen Transformationen der Hochschullehre im Spannungsfeld von spielerisch-künstlerischen Formaten, Anwendungsorientierung und der Einführung digitaler Lernstrategien.



---

12 Candea, Matei (2007): Arbitrary Locations. In: Defence of the Bounded Field-Site, in: The Journal of the Royal Anthropological Institute 13,1, S. 167–184.

Bildessay

# Blick / Raum

Schweizerisches Institut für  
Kunstwissenschaft (SIK-ISEA)

Markus Raetz, 1941 in Bern geboren, ist einer der renommiertesten Vertreter der Schweizer Gegenwartskunst. In seinen Zeichnungen spielt die räumliche Darstellung eine zentrale Rolle, und umgekehrt setzen seine plastischen Arbeiten oft eine zweidimensionale Wahrnehmung von Raum und Körper voraus. Auf ebenso virtuose wie spielerische Weise bringt seine Kunst die Betrachtenden dazu, ihren Standpunkt zu verändern und die eigene Sehweise zu überprüfen.

*Markus Raetz est né en 1941 à Berne. Il fait partie des plus renommés représentants de l'art contemporain en Suisse. Dans ses dessins, la représentation spatiale joue un rôle central et inversement, ses œuvres sculpturales nécessitent souvent une perception bidimensionnelle de l'espace et du corps. À la fois virtuose et ludique, son art mène le spectateur à changer de point de vue et à s'interroger sur sa propre façon de voir.*

## Bilder

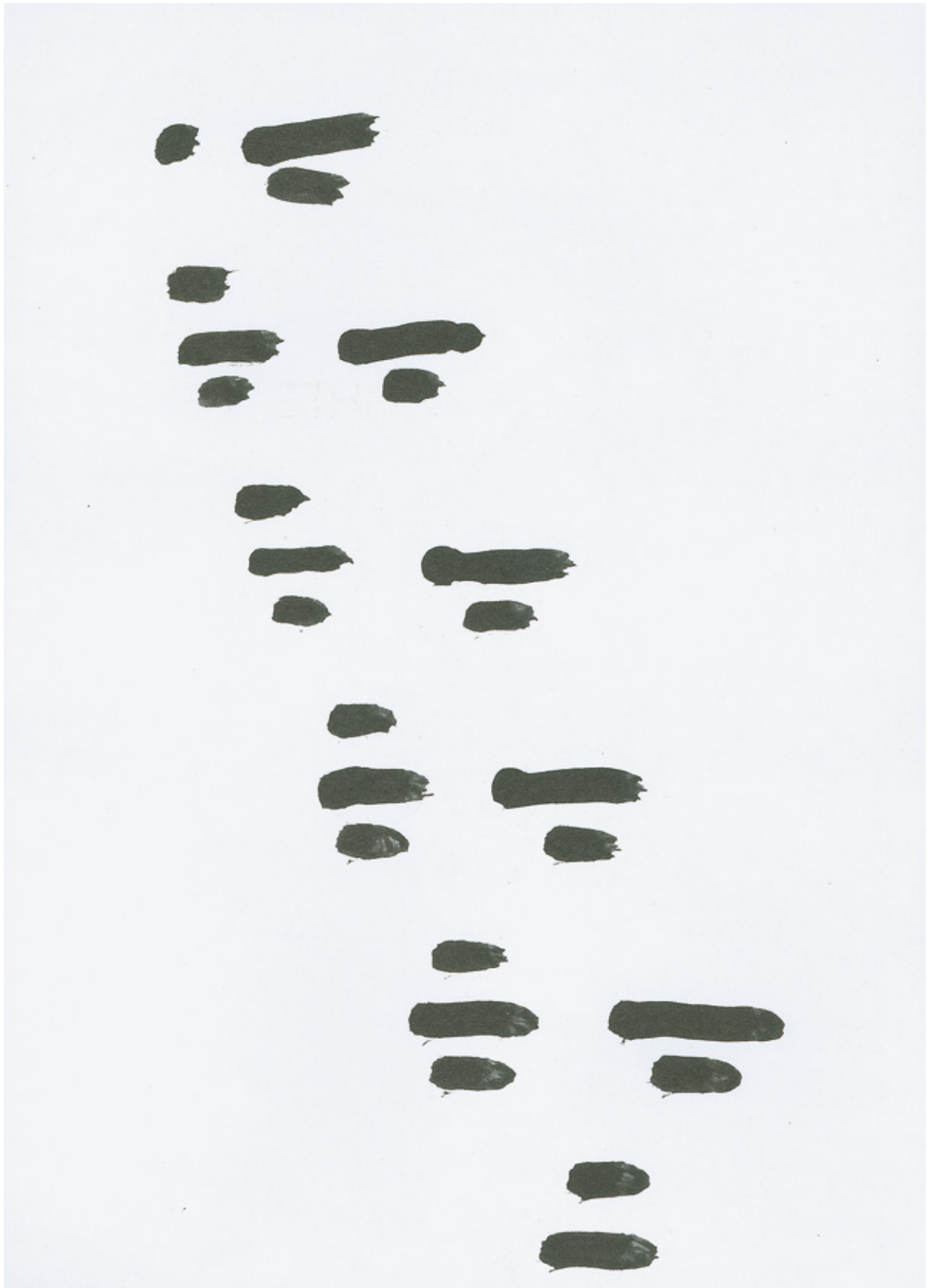
- Markus Raetz, *Feldstechermann*, 1988, Buchenholz und Kalkstein, 12,6 x 4,7 x 8,2 cm, © 2019, ProLitteris, Zürich, Foto: Alexander Jaquemet
- Markus Raetz, *Zeemansblik*, 1988, Weissblech, gefalzt, 7,5 x 13,5 x 1,5 cm, © 2019, ProLitteris, Zürich, Foto: SIK-ISEA, Zürich (Philipp Hitz)
- Markus Raetz, *Drehung*, 1982, Kleister und Tusche, 29,7 x 21 cm, © 2019, ProLitteris, Zürich, Foto: Peter Lauri
- Markus Raetz, *Ohne Titel (nach Man Ray)*, 1995–2005, Ed. 0/6, Bildwalzen: Eisenguss, 53,3 cm hoch, Zahnrad-Transmission, Plinthe: Eisen, Sockel: Holz, 182,5 x 68,5 x 39,3 (Gesamtmass), © 2019, ProLitteris, Zürich, Foto: SIK-ISEA, Zürich (Philipp Hitz)
- Markus Raetz, *ECHO*, 1993, Eisenrohre, geschwärzt, Ø 2,7 cm, Handspiegel mit Rahmen und Griff aus rosa Kunststoff, 33 x 25,5 x 18,5 cm, © 2019, ProLitteris, Zürich, Foto: Peter Lauri
- Markus Raetz, *Zwei Körper*, 1998, Eisendraht, verzinkt und gelötet, 10 cm, 40 cm, 90 cm (Kantenlängen des oberen Quaders), 34 cm, 21 cm, 55 cm (Kantenlängen des unteren Quaders), Aufhängung: Nylonschnur, © 2019, ProLitteris, Zürich, Foto: Peter Lauri









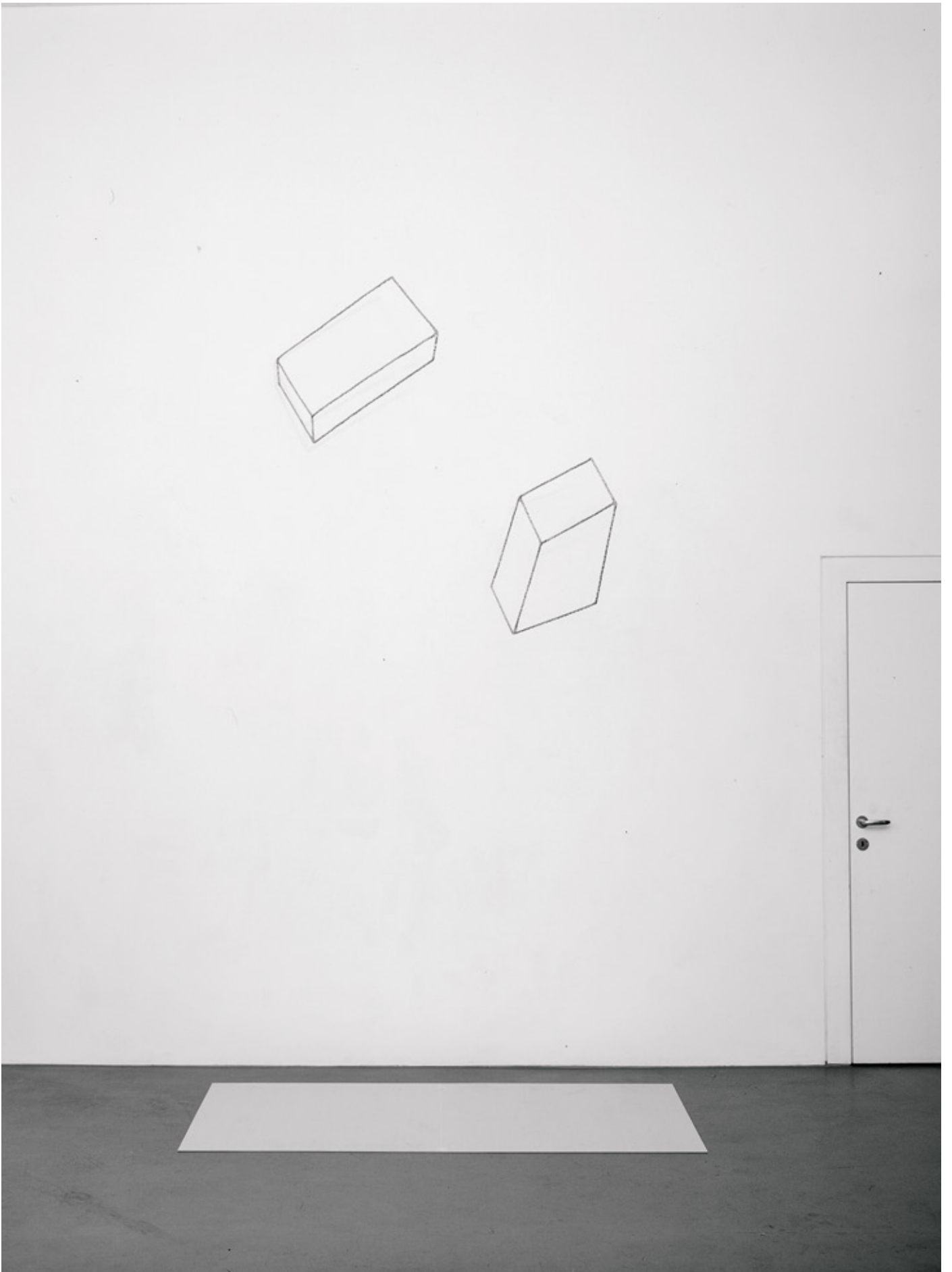




OH



OH



# Wo beginnt und endet Mexiko-Stadt?

## Stadtethnologie und metropolitane Urbanisierungsprozesse

Monika Streule



Auf einem «Wahrnehmungsspaziergang» in Mexiko-Stadt (Streule, 2013).

Was ist Stadt? Was ist das Städtische? Grundlegende Fragen der Stadtforschung sind nach wie vor vielstimmig und werden kontrovers diskutiert. Mit einem Blick auf Urbanisierungsprozesse können sozialräumliche Veränderungen beschrieben werden, die weit über administrative Stadtgrenzen hinausgehen. Aber wie können lokale städtische Alltagserfahrungen mit einer globalen Perspektive auf Verstädterung verbunden werden?

Am Anfang meiner Studie über Mexiko-Stadt machte ich mich auf die Suche nach der Grenze der Millionenstadt. Wo beginnt, wo endet diese Stadt? Oder anders gefragt: Was ist mein Untersuchungsfeld, um urbane Transformationsprozesse zu erforschen? Natürlich existiert eine offizielle Definition der mexikanischen Metropolitanzone. Sie besteht aus 16 Bezirken des Distrito Federal – der Hauptstadt distrikt, der vor Kurzem sinnigerweise zu «Ciudad de México» umbenannt wurde und damit die Verwirrung über die Eingrenzung von Mexiko-Stadt nur noch vergrössert – sowie 60 Gemeinden der umliegenden Bundesstaaten. Trotzdem schien es mir wichtig, die Stadtgrenze real auf der Strasse zu finden. Und so machte ich mich auf die Suche. Nach dreistündiger Fahrt gegen Norden liess ich die Stadt hinter mir, anstelle von Häusern begann ein Wald. Ein Betonpfeiler am Strassenrand markiert die Stadtgrenze. «Límite del Area Urbana». Endlich. Doch nur zwanzig Minuten weiter befand ich mich schon wieder im dicht besiedelten Stadtgebiet. Ist das

nun Zeichen einer ausufernden Stadt, die über ihre Grenze hinauswächst und deren Ende einfach weiter draussen liegt? Oder muss die Frage anders gestellt werden?

## Stadt als Prozess

Diese Vignette zeigt nur einen kleinen Ausschnitt der aktuellen Transformationsprozesse in Mexiko-Stadt, die ich untersuchte. Sie deutet aber auf eine zentrale Frage der heutigen Stadtforschung hin: Was ist Stadt? (Wo beginnt und endet sie?) Was ist das Städtische? Und wie können wir Urbanisierung untersuchen und abbilden? Diese grundlegenden Fragen sind nach wie vor offen und lösen bis heute teils hitzige Debatten unter Forscherinnen und Forschern aus. 2008 ist ein Schlüsseljahr in dieser Debatte: In diesem Jahr lebte erstmals in der Geschichte der Menschheit mehr als die Hälfte der Erdbevölkerung in Städten, wie ein Bericht der Vereinten Nationen (UNO) damals festhielt. Die globale Verstädterung auf Kosten ländlicher Gebiete steht seither ganz oben auf der politischen Agenda: Auch die UNO hat sich des Themas verschrieben und nahm eine nachhaltige Stadtentwicklung als ein Ziel (Sustainable Development Goal 11) in ihre entwicklungspolitische Agenda 2030 auf. Dies ist für Stadtforscherinnen und -forscher im Ansatz er-



freulich, doch geht diese Politik von einem Gegensatz zwischen Stadt und Land aus und verfestigt damit die Idee von «Stadt» als räumlich klar umrissener Form. Diese Vorstellung verstellt den Blick auf wichtige Urbanisierungsprozesse, die offensichtlich nicht an administrativen Stadtgrenzen haltmachen. Neil Brenner und Christian Schmid schlugen 2011 die Untersuchung «planetarer Urbanisierungsprozesse» vor.<sup>1</sup> Eine ihrer zentralen Thesen lautet: Das Verständnis von Stadt als räumlich abgrenzbarem Siedlungstyp ist überholt; es gilt, Stadt nicht als Form, sondern das Städtische als dynamischen gesellschaftlichen, weltumspannenden Prozess zu verstehen. Brenner und Schmid stützen sich dabei auf die Idee einer vollständigen Urbanisierung, die der Soziologe Henri Lefebvre in seinem zum Klassiker avancierten Werk «La révolution urbaine» (1970) entwickelte.<sup>2</sup>

## Wissen über Stadt dezentralisieren

Weltweite Prozesse wie die Urbanisierung zeigen sich in unterschiedlichsten Ausformungen, eigenen Dynamiken, verschiedensten Alltagserfahrungen. Wer schon einmal zu Fuss in Paris und in São Paulo unterwegs war, weiss, dass sich diese Erfahrungen nur schwerlich vergleichen lassen: In Paris ist es ein unbeschwertes Flanieren, in São Paulo eine körperliche Herausforderung. Die empirische Erforschung von Städten im globalen Süden hat zwar eine lange Tradition, Stadtttheorie wird jedoch nach wie vor hauptsächlich im Westen geschrieben. Postkoloniale Forscherinnen und Forscher fordern deshalb, das Wissen über Stadt zu dezentralisieren. Folgerichtig schlägt die Geografin und Stadtforscherin Jennifer Robinson in ihrem richtungsweisenden Buch «Ordinary cities» (2006) vor, jede Stadt als Ort der Theorieproduktion anzuerkennen, womit eurozentristische Theorien und Standardmethoden kritisch hinterfragt werden.<sup>3</sup> Diese Kritik zielt weniger auf westliche stadtttheoretische Ansätze an sich, sondern stellt die Erwartung an diese Theorien, für alle Fälle sprechen zu können, grundlegend infrage. Solange nämlich nur Erfahrungen aus Städten wie Chicago, Berlin oder Los Angeles die Theorie bestimmen, bleibt unser Wissen über Stadt sehr eingeschränkt. Demgegenüber befasst sich eine dezentrierte Perspektive eingängig mit städtischen Begriffen aus anderen Kontexten, zeigt dadurch Grenzen der euro- und anglozentrischen Stadtforschung auf und hilft, neue Zugänge zu entwickeln. Ein gelungenes Beispiel hierfür ist das Buch «Stadtforschung aus Lateinamerika» (2013) von Anne Huffs Schmid und Kathrin Wildner, das empirische Studien und theoretische Texte von lateinamerikanischen Stadtforscherinnen und -forschern erstmals in deutscher Sprache

sammelt; den Herausgeberinnen geht es dabei über eine sprachliche Übersetzung hinaus um die Anwendbarkeit der Konzepte im europäischen Kontext.

## Lokale und globale Stadträume verbinden

Wir beobachten also überaus vielfältige globale Urbanisierungsprozesse, die auf allen Massstäben und in unterschiedlichen Alltagsrealitäten vorkommen; doch ist unser Wissen über diese Prozesse limitiert. Viele der herkömmlichen Methoden der Stadtforschung sind wenig hilfreich, um weltweite Urbanisierungsprozesse zu untersuchen. Zuverlässige Umfragedaten oder transparente Statistiken sind in den meisten Städten der Welt nicht verfügbar. Tatsächlich fehlen solche quantitativen Daten in vielen Fällen vollständig, sind nur eingeschränkt zugänglich oder wurden auf zweifelhafter Basis erhoben. Es müssen neue Wege gefunden werden, um Stadt empirisch zu untersuchen und Konzepte zu entwickeln. Hier können Methoden aus der Stadttethnologie viel beitragen: Sie sind geeignet, um Alltagsrealitäten und soziale Interaktionen in einzelnen Städten zu analysieren. Wichtig wäre indes, lokale mit globalen Perspektiven miteinander in Beziehung zu setzen. Diese Verbindung bleibt eine der grössten Herausforderungen der Stadtforschung.

### Résumé

*Qu'est-ce qu'une ville? Qu'entend-on par urbanité? Les questions fondamentales de la recherche urbaine demeurent très diverses et controversées. Les chercheuses et chercheurs sont certes en mesure de décrire, eu égard aux processus généraux d'urbanisation, les changements socio-spatiaux qui s'étendent bien au-delà des limites administratives des villes. Mais comment relier les expériences urbaines locales du quotidien avec une perspective globale de l'urbanisation?*

*Ce texte traite de l'évolution de la compréhension de la ville dans la recherche: par exemple, il ne doit plus s'agir de transférer aux villes du sud des expériences de métropoles comme Chicago, Berlin ou Los Angeles, qui ont longtemps déterminé la théorie sur les villes et l'urbanité. En outre, la recherche urbaine récente s'éloigne de l'idée de catégories de villes clairement définies pour s'orienter vers une compréhension dynamique de la ville. Un défi méthodologique majeur pour la recherche urbaine reste la connexion entre les espaces urbains locaux et globaux. La conception méthodique d'une ethnographie mobile, que l'auteure a développée et appliquée dans ses recherches sur la ville de Mexico, donne ici de nouvelles impulsions.*

- 1 Brenner, Neil und Christian Schmid (2011): Planetary urbanisation, in: Gandy, Matthew (Hg.): Urban Constellations, Berlin, S. 10–13.
- 2 Lefebvre, Henri (1970): La révolution urbaine, Paris.
- 3 Robinson, Jennifer (2006): Ordinary cities. Between modernity and development, London.

# Mobile Ethnografie

Meine Forschung in Mexiko-Stadt und insbesondere das dafür entwickelte spezifische methodische Design einer mobilen Ethnografie, das eine Analyse grosser und heterogener Stadtgebiete ermöglicht, bietet mögliche Impulse für solche experimentellen Zugänge.

Ziel meiner Untersuchung war, Prozesse der Metropolregion Mexiko-Stadt mit Alltagserfahrungen lokaler urbaner Räume zu verknüpfen, um theoretische Aussagen von grösserer Reichweite zu erarbeiten. Dafür kombinierte ich zwei Strategien: Zum einen führte ich Interviews in Bewegung mit Bewohnern und Bewohnerinnen in verschiedensten Stadtvierteln. Durch das gemeinsame Gehen wurde das Interview direkt vom städtischen Raum mitgeprägt, Interviewfragen und Themen entstanden gerade auch durch überraschende Situationen und Begegnungen. Zum anderen unternahm ich Wahrnehmungsspaziergänge auf metropolitanem Massstab. Dabei war ich zu Fuss und – der Grösse von Mexiko-Stadt geschuldet – mit verschiedensten öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs. Für die Auswertung der ethnografischen Daten war neben der dichten Beschreibung auch das Kartieren entscheidend; so konnten gleichzeitig lokale und metropolitane Urbanisierungsprozesse dargestellt werden.

Mobile Ethnografie ist daher eine spezifische mehrdimensionale Methode, um die oft abstrakte Urbanisierung ethnografisch und kartografisch in einem multisituierten Feld direkt auf der Strasse zu untersuchen. Da Urbanisierung nicht auf einen einzigen Standort reduziert werden kann, müssen meines Erachtens verschiedene Perspektiven, Räume, Methoden und Daten einbezogen werden. Erst dann können wir uns der Komplexität von Stadt als gesellschaftlichem Produkt annähern. Der Fokus der mobilen Ethnografie liegt daher nicht mehr auf der Beschreibung eines bestimmten Ortes, sondern auf der Frage, wie und warum bestimmte städtische Prozesse in bestimmten Räumen dominieren, wie sie erklärt werden können und wie daraus unterschiedliche städtische Konfigurationen entstehen. Es ist diese Überlegung, die es mir ermöglicht, Ethnografie in eine metropolitane Perspektive zu übersetzen, um schliesslich die lokalen und metropolitanen Massstäbe konzeptuell zu verbinden. Wichtig ist, nicht nur den Alltag als Ort der Theorieproduktion zu verstehen, sondern auch die Wissensbestände lateinamerikanischer Forscherinnen und Forschern heranzuziehen – denn mehr und andere Zugänge zu städtischen Fragen erweitern und verändern unser Wissen darüber, was Stadt ist und sein könnte.

## Literatur

- García Canclini, Néstor (2005): La antropología urbana en México, México.
- Huffschmid, Anne und Kathrin Wildner (2013): Stadtforschung aus Lateinamerika. Neue urbane Szenarien: Öffentlichkeit, Territorialität, Imaginarios, Bielefeld.
- Schwarz, Anke und Monika Streule (2018/2019): Contested urban territories. Decolonized perspectives (= Geographica Helvetica 73/74), red. von Myriam Houssay-Holzschuch, online: [www.geogr-helv.net/special\\_issue938.html](http://www.geogr-helv.net/special_issue938.html).
- Streule, Monika (2018): Ethnografie urbaner Territorien. Metropolitane Urbanisierungsprozesse von Mexiko-Stadt (Raumproduktionen: Theorie und gesellschaftliche Praxis 32), Münster.

## DOI

10.5281/zenodo.3538857

## Zur Autorin

Monika Streule ist Oberassistentin und Dozentin am Departement Architektur der ETH Zürich. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die gesellschaftliche Produktion von Raum, Prozesse der Urbanisierung sowie experimentelle Methodologien qualitativer Sozialforschung.



# Raum und Architektur

Werner Oechslin



Farnsworth House (1950/1951)  
von Mies van der Rohe

Der englische Architekturkritiker Reyner Banham schreibt 1962, was in der modernen Architektur unzweifelhaft neu sei, sei der bewusste Umgang mit Raum. Die *Moderne* hat in der Tat den Raum für sich requiriert, um so der Bindung an den Körper zu entfliehen, dachte man. Doch wird Raum erst erlebbar, wenn er durch körperliche Elemente wie Wand und Dach *ausgeschieden* wird.

Der Mythos der Schwerelosigkeit, Luft als «Materie» der Architektur und dergleichen sowie immer wieder durchsichtiges Glas haben die Fantasien moderner Architekten beflügelt und tun es immer noch. Als Modell galt etwa das Farnsworth House (1950/1951) von Mies van der Rohe. Aus Glas gebaut und auf ganz wenige schmale Stützen gestellt, schien es für den geneigten Betrachter zu schweben, bis dann ein postmoderner Kritiker mit dem Vergrößerungsglas auf einer Fotografie entdeckte, dass da noch ein Abflussrohr nach unten führte und so der Traum des Fliegens durch die Anbindung unserer menschlichen Bedürfnisse an das Habitat ganz wörtlich auf den Boden der Realität zurückgeholt wurde. Nein, die Pyramide von Pei im Hof des Louvre ist nicht durchsichtig, sondern ein Gestänge, und der Eiffelturm ist keine Luftarchitektur, wie es Sigfried Giedion gerne gesehen oder gefühlt hätte, sondern hinterlässt beim damals in Berlin führenden Architekten Peter Behrens den «Eindruck eines nackten Gerüsts».

## Abgehobene Theorien und Räume ohne Körper

Kurzum, Raum ist ein Traum, der ablenken sollte von den vielen Problemen im Umgang mit den neuen Materialien von Glas, Eisen und Stahl. Damit war die Frage nach neuen Möglichkeiten der Formfindung und Gestaltung gestellt, was





Titelseite von Albert Erich Brinckmanns «Plastik und Raum als Grundformen künstlerischer Gestaltung» (1922)

Banham als «conscious manipulation» in das Bewusstsein zurückholen wollte. Doch jemand wie Frank Lloyd Wright zog Poesie vor: «SPACE: The continual becoming: invisible fountain from which all rhythms flow to which they must pass. Beyond time or infinity.» Und schliesslich: «The breath of a work of art.»

Statt Kunstwerke brauchen wir jedoch funktionstüchtige Bauten, bewohnbare Häuser mit Boden, Dach und Wänden. Raum ohne Körper lässt sich nicht fassen und ohne Eingrenzung nicht erfahren. Für avantgardistische Propaganda war dies unerheblich. Doch klügere Köpfe zogen es in Betracht. In seiner 1912 erschienenen, dem gebildeten Laien zgedachten «Einführung in die Bildenden Künste» bezeichnete Wilhelm Waetzoldt den Kern künstlerischer Arbeit des Baumeisters als «aus dem unendlichen Freiraum der Natur durch Aufrichtung von Raumgrenzen eine Raumform herauszuschneiden». «Sinnliche Eigenschaften», schrieb derweil Broder Christiansen, «sind nicht eo ipso auch Formen.» Es bedarf der gestaltenden Kompetenz des Architekten. Und das Problem stellte sich in einer Zeit radikaler Verwandlung der Vorstellung von Raum und Zeit dringlich. Hermann Minkowski hatte in einem berühmt gewordenen Vortrag zu «Raum und Zeit» (1908) der verbreiteten Vorstellung eines als «ruhend vorausgesetzten Raumes» eine Abfuhr erteilt und unter dem Eindruck der neu geborenen Relativitätstheorie und dieser angepasst den vierdimensionalen Raum inauguriert. Dafür hatten sich die Künste gelegentlich begeistert interessiert. Bei Giedion erscheint die vierte Dimension später immer mal wieder als Zeichen der neuen Epoche der Moderne!

Es sollte von der Körpergebundenheit äusserer Sinneswahrnehmung und Erfahrung ablenken und verführte zu Spekulationen aller Art. Der mit der Entwicklung städtebaulicher Vorstellungen in jener Zeit eng verbundene Kunsthistoriker Albert Erich Brinckmann hatte jedoch in seinem Buch «Plastik und Raum als Grundformen künstlerischer Gestaltung» (1922) aus der «Abfolge des historischen Tatsachenbestandes» heraus eine Theorie der Anschauung angestrebt. Er stand in der Tradition psychophysischer Diskussion und orientierte sich an der Kunst als einer «schaubaren Darstellung». Notgedrungen distanzierte er sich mit seiner in der Empirie begründeten «Anschauungsphilosophie» von einer – idealistischen – «Begriffsphilosophie», die er eines «oft kunstfremd anmutenden philosophischen Hochmuts»

bezeichnete. Derlei *abgehobene* Theorien fanden sich durchaus in modernen Kunsttheorien wieder; man kümmerte sich dort wenig um die konkreten, an die Körperlichkeit gebundenen Bedingungen des Bauens.

## Materialität lässt sich nicht abstreifen – oder: das «grosse Geheimniss der Architectur»

Entsprechende Diskussionen und Missverständnisse sind alt. Mit den «Paradoxien des Raumes» hatte sich Bernard Bolzano in seiner postum publizierten Studie zu den «Paradoxien des Unendlichen» (1851) befasst. Seine Kritik bezog sich auf die Annahme des Raumes als eines göttlichen Attributs genauso wie auf die kantische Reduktion als einer «blossen (subjectiven) Form der Anschauung». Wie dem Begriff indes eine Gegenständigkeit, als «Ausdehnung einer Grösse» etwa, zukommen könnte, versuchte er dadurch zu erklären, dass er den Raum nicht als eine Beschaffenheit von Substanzen, sondern nur als «eine Bestimmung an denselben» auffasste.

Er konnte den idealistischen Raumvisionen kaum Paroli bieten. Karl Wilhelm Ferdinand Solger leitete entsprechende Gedanken in seinen 1829 postum erschienenen und von seinem ehemaligen Studenten Karl Wilhelm Ludwig Heyse herausgegebenen «Vorlesungen über Aesthetik» mit der – im Grunde denselben Sachverhalt betreffenden – emphatischen Formulierung ein: «In der Architectur reisst sich der Gedanke von dem denkenden Vermögen los und wird einheimisch im Raume durch das Mittelglied, welches den Gedanken und sein Gesetz mit dem unorganischen Stoffe verbindet. Dieses ist das Verhältniss, das Schema der Einbildungskraft, welches den blossen Stoff auf den Begriff des Raumes zurückführt.» Grossartig! Ähnlich kunstvoll gebildete, *geistige* Konstrukte finden sich nur gerade bei Karl Bötticher in einer ähnlich komplexen Frage der Darstellung eines Innern im Äusseren; auch Bötticher löste diese Kardinalfrage der Architektur mit der Herausstellung einer *Beziehung*, die er «Junktur» nannte; bei Solger ist es in guter kantischer Tradition das «Schema der Einbildungskraft». Und natürlich bleibt er, um Brinckmanns spätere grundsätzliche Kritik wiederaufzunehmen, auf der *begrifflichen* Seite und lässt die Frage des konkreten Gebauten aussen vor. Er dient sich auf seinem *geistigen* Höhenflug dem Architekten an, der sich bis heute gerne in solchen Lagen bewegt. Solger legt nach: «Darin liegt das grosse Geheimniss der Architectur, deren Entstehung man nicht von dem sinnlichen Bedürfnisse herleiten darf.»

Die Architektur erscheint hier als ein *Geistiges*, was in der Nähe von Raumvorstellungen gut aufgehoben ist. Eine völlige Absage an eine Begründung der Architektur durch ihre Zwecke. Und diese Sublimierung wird von Solger gleich noch um einige Stufen höher gehoben: «Der Mensch muss die höchste Einheit der Gedanken zugleich als Gesetz der räumlichen Weltordnung anerkennen. Die Architectur drückt daher nie den besonderen Zweck des Gebäudes allein aus,

## Résumé

*En 1962, le critique d'architecture anglais Reyner Banham écrivait que ce qui était sans doute nouveau dans l'architecture moderne était la manipulation consciente de l'espace («the conscious manipulation of space»). L'époque moderne s'est en effet approprié l'espace afin d'échapper à son attachement au corps, pensait-on. Le mythe de l'apesanteur, l'air comme «matériau» de l'architecture et consorts, ou encore la transparence du verre ont inspiré et inspirent encore les fantasmes des architectes modernes. Cependant, la pyramide de Pei dans la cour du Louvre n'est pas une structure transparente, mais une armature, et la Tour Eiffel n'est pas une architecture aérienne, mais laisse à l'architecte berlinois Peter Behrens «l'impression d'un échafaudage nu». L'espace ne peut être ressenti que lorsqu'il est délimité par des éléments physiques tels que les murs et les toits. Pour Behrens, «l'architecture n'a pas et n'aura jamais pour but de dévoiler, mais de contenir l'espace, de l'habiller. L'architecture est un modelage du corps». Walter Gropius dira en 1914 de manière un peu moins catégorique: «Le but de l'architecture reste toujours le même: former des corps et des espaces.»*

sondern den allgemeinen, den Gedanken zu verwirklichen. Sie hat mithin die universelle Bedeutung des Weltgebäudes selbst.»

Wir sind beim Demiurgen und beim göttlichen Architekten und Weltenschöpfer angelangt. Allein, das Problem des Bauens stellt sich doch; die Materialität lässt sich nicht abstreifen, wie sich das Giedion gewünscht hat, als er im Anblick einer Fotografie des Bauhauses in Dessau von der Überwindung des «dekorativen Schleims» sprach. Er hatte indes auf die in den Materialien liegenden Spannungen gepocht. Es bedarf gleichwohl des Körpers, um den konkreten Raum erfahren und erleben zu können. Im Moment der Euphorie über die neuen Materialien – und deren vermeintliche *Immaterialität* – sollte das zum Verschwinden gebracht werden. Doch die Architektur braucht weiterhin die Aus- und Eingrenzungen, die Wand, den Körper. Beim Vater der neueren Architekturtheorie, Leon Battista Alberti, dessen «De Re Aedificatoria» («Über die Baukunst») gerade 1912 erstmals in deutscher Sprache übersetzt vorlag, steht das «Corpus quoddam»: Ein Bau ist ein Körper und die Aufgabe des Architekten ist es, durchaus mit Köpfchen – «certa admirabilique ratione et via» («durch sichere und bewundernswerte Vernunft und Methode») – Gewichte zu verschieben, Körper herzurichten und zu verbinden und den intendierten Zwecken zuzuweisen. Albertis Satz «ex ponderum motu corporumque compactione et coagmentatione» («durch die Bewegung von Gewichten und durch das Zusammenfügen und Vereinen von Körpern») beschreibt dieses architektonische Tun des Bauens – mit Körpern!

## «Das Ziel der Baukunst bleibt nun immer dieses: Körper und Räume zu bilden.»

Peter Behrens hat in einem – auch am Kongress für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft im Oktober 1913 gehaltenen – Vortrag zum «Zusammenhang des baukünstlerischen Schaffens mit der Technik» seinen Standpunkt als Architekt bezogen, wobei er ganz besonders auf die drängenden Fragen der neuen Materialien und technischen Bedingungen eingegangen ist. Er bezieht sich auf den Eiffelturm als «Beispiel für die Körperlosigkeit der Eisenkonstruktion»: «Der Eindruck ist der eines nackten Gerüsts.» Es fehlt ihm der *Körper*, der allein Träger von Schönheit sein kann. Der zitierte Brinckmann – gegen die *Philosophen* gerichtet und unter dem Begriff einer durchaus modernen «klaren Einfachheit von Raum und Plastik» – bezieht dies auf die konkreten architektonischen Glieder und Formen; er meint damit «alle auf Zeichnung beruhenden Einzelheiten», «die Bestimmtheit der Flächen», «die Präzision der Profile». Der Raumwirkung wird die Konkretetheit der vom Architekten geschaffenen Körper und Körperteile als notwendige Voraussetzung zugewiesen. So betont es auch Behrens: «Die Aufgabe der Architektur ist und bleibt aber für alle Zeiten nicht ein Enthüllen, sondern Raum einzuschließen, zu umkleiden. Architektur ist Körpergestaltung.»

Doch Behrens bleibt nicht stehen. Er geht auf die Möglichkeiten der modernen Materialien ein. Er stellt vorerst fest, dass die «Körperlosigkeit der Eisenkonstruktion» oft durch die Verwendung von Glas noch erhöht wird: «Eisen und Glas entbehren in ihrer Erscheinung des Voluminösen der aus Steinen geschichteten Mauern.» Würde man jedoch Eisen und Glas in die gleiche Ebene legen und als bündige Flächen erscheinen lassen und zudem mit rhythmisch angeordneten, konstruktiven Baugliedern verbinden, liesse sich durchaus der «Eindruck von körperbegrenzenden Flächenwänden» erzielen. Was das konstruktive Eisengerüst des Eiffelturms nicht schafft, liesse sich auf diese Weise *architektonisch* herrichten. So weit geht Behrens' Überlegung. Man kann darin durchaus eine Vorwegnahme von Lösungen und Effekten erkennen, wie sie später Walter Gropius am Dessauer Bauhaus gefunden und Giedion hochgelobt hat.

Gropius ist seinem Lehrer Behrens in einem Aufsatz von 1914 zum «Stilbildenden Wert industrieller Bauformen» gefolgt und formuliert: «Das Ziel der Baukunst bleibt nun immer dieses: Körper und Räume zu bilden.» Ja, er spricht ausdrücklich von räumlicher Geborgenheit, die er nun mit den *wesenlosen* Materialien von Glas und Eisen erwecken will. Die «geschlossene Form» findet er in der «gestreckten Torpedoform» des Autos und der «verhüllenden Ummantelung moderner Maschinen» und kann dann auf diese Weise sein Credo erläutern: «So muss von diesen Werken der Industrie und Technik eine neue Entwicklung der Form ihren Ausgangspunkt nehmen.» Das hatte er im Grunde genommen schon kurz zuvor mit seinen Ausführungen zur «Industriebaukunst» dargelegt.

Der Mainstream der modernen Architektur hat sich allerdings auf den Körper und insbesondere auf die Körperbildung aus der geometrischen Abstraktheit besonnen, wie sie in der niederländischen Gruppe von Malern, Designern und Architekten De Stijl diskutiert und wie sie in Holland früher als anderswo längst in Bauten umgesetzt worden war. Das Drahtgestell, mit dem Theo van Doesburg die Architektur symbolisierte, bedurfte der Wände. «International Style» schlug dann 1932 ausdrücklich die Oberfläche (Surface) als ein Prinzip moderner Architektur vor. So wurde die alte Ordnung wiederhergestellt, wonach die Architektur durch Körper einen Raum ausscheidet und bildet. Das hatte sich auch insbesondere im Städtebau längst festgesetzt und entwickelt, wobei gleichsam in *Umdrehung* die regelmässige Form – eines Platzes oder eines Strassenraumes – für den Aussenraum postuliert und durch die begrenzenden Baukörper bestehender, angepasster oder neu erstellter Bauten geformt und gebildet worden ist und uns den öffentlichen Raum im Sinne einer *schönen Stadt* erfahrbar gemacht hat.

●

## Literatur

- Brinckmann, Albert Erich (1922): Plastik und Raum als Grundformen künstlerischer Gestaltung, München.
- Jantzen, Hans (1938): Über den kunstgeschichtlichen Raumbegriff, in: Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Jg. 1938/5, München (2. unveränd. Aufl. 1962 als Sonderausgabe in Darmstadt erschienen).
- Oechslin, Werner (2017): Raum und/oder Körper. Zum wechselvollen Umgang mit Körper und Raum in Architektur und Städtebau, in: Magnago Lampugnani, Vittorio und Rainer Schützeichel (Hg.): Die Stadt als Raumentwurf, München, S. 61–73.

## DOI

10.5281/zenodo.3538851

## Zum Autor

Werner Oechslin ist emeritierter Professor für Kunst- und Architekturgeschichte an der ETH Zürich und Gründer der Bibliothek Werner Oechslin. Seine Forschungsschwerpunkte bilden die Architekturtheorie und die Kulturgeschichte der Architektur.



# Literatur und Leere

Andreas Härter

**In der europäischen Kultur- und Ideengeschichte wird Leere auf unterschiedliche Weisen thematisiert: Sie ist pure Abwesenheit von Körpern im Raum, ein Horror, eine existenzielle Erfahrung oder psychische Befindlichkeit, ein Element der Konstruktion von Raum. In der Literatur treffen diese Facetten aufeinander: Wie stellt sie Leere dar, und welche Bedeutungen schreibt sie ihr zu? Und kann aus dem alten Horror Vacui ein Amor Vacui werden?**

Zwei grosse Traditionsstränge sind es, die – mit einiger Vereinfachung gesagt – den Begriff der Leere durch die europäische Kultur- und Ideengeschichte tragen. Zum einen ist da die Tradition, die Leere als Eigenschaft des physischen Raumes kontrovers diskutiert – vorrangiger Begriff dieser Debatte ist «Horror Vacui» –, zum andern die Tradition, in der Leere als existenzielle Erfahrung, als philosophisch, theologisch oder psychologisch zu bedenkende Befindlichkeit erscheint. Der erste Traditionsstrang kann als älter gelten, der zweite ist primär neuzeitlich geprägt. In Philosophie und Theologie ist die Leere genauso präsent wie in der Kunstgeschichte, zudem von alters her in östlicher wie in westlicher Mystik. Ihre kulturgeschichtliche Bedeutung kann, wenn man ihren begrifflichen und gestalterischen Ausfaltungen folgt, kaum überschätzt werden.

## Horror Vacui?

Die Angst vor der Leere, der Horror Vacui: ein naturphilosophischer und kosmologischer Topos, der längst überholt ist und nur noch in allerlei metaphorischen Verwendungen umgeht. Die Frage nach dem leeren Raum, in der antiken Naturphilosophie zwischen Atomisten und Plenis-

ten kontrovers erörtert, in der Scholastik umstritten, in den Vakuum- und Luftdruckexperimenten des 17. Jahrhunderts neu akzentuiert, wenn auch nicht vollständig ad acta gelegt (Torricelli, Pascal, Guericke, Boyle), hat die europäische Naturwissenschafts- und Technikgeschichte geprägt, aber auch über sie hinaus- und in die Säkularisierungstendenzen der Neuzeit hineingewirkt.

Aufklärung und Postmoderne verschieben die Rede von der Leere aus der naturphilosophischen und naturwissenschaftlichen Theoriebildung hin zu Fragen menschlicher Selbstbestimmung und Orientierung. Der Transzendenzverlust der säkularen Moderne, das Ende der grossen Erzählungen, Erfahrungen der Unzugehörigkeit legen «Leere» als Leitmetapher für Defizit- und Privationserfahrungen nahe, und auch die Kompensationsstrategien, die sie verdecken sollen, zumal Konsum- und Medienobsession, werden kulturkritisch mit dem Verdikt der Leere belegt. Die räumliche Qualität der Leere gerät dabei allerdings tendenziell aus dem Blickfeld.

## Literarische Räume

Literatur ist ein Ort der Reflexion von Bedingtheiten, Optionen, diskursiven Rahmungen individueller und sozialer Praxis und damit auch ein Ort der Reflexion der Erfahrung von Leere, von Sinnverlust, Traditionsschwund, Orientierungslosigkeit. Und zugleich ist die Literatur mit ihrem Erfinden beispielbarer Welten genuin räumlich disponiert. Erzählen kann nicht anders, als Räume – Landschaften, Grossstadtszenen, Innenräume – zu entfalten und Orte zu schaffen: Ereignis- und Tatorte, Schauplätze, Explora-

tionsgebiete, Utopien, Dystopien. In solcher Konkretisierung trifft in der Literatur Leere als Raumphänomen auf Leere als Sinn(defizit)phänomen.

Was sich in der Soziologie zu einem konsenstauglichen Theorem entwickelt hat, kann seit jeher für die Literatur als Selbstverständlichkeit gelten: dass Raum keine Gegebenheit, sondern ein Konstrukt sei und in eins der performative Prozess seiner (narrativen) Herstellung: «Doing space by telling stories.» Dass literarische Raumkonstruktion immer schon mehr ist als die «inventio» cartesischer – einzig durch Ausdehnung bestimmter – räumlicher Körpervolumen, Konturen und Kontiguitäten, liegt auf der Hand. Räumliche Konstellationen prägen Handlungsweisen, sie ermöglichen historische und geografische Lokalisierungen, die Darstellung sozialer Codes – etwa Formen des Wohnens, der Differenzierung öffentlicher und privater Sphären – und situativer Interaktionsbedingungen; sie erlauben Symbolisierungen aller Art, insbesondere äussere Spiegelungen innerer Zustände: Mit dem Wahnsinn König Lear korrespondiert der nächtliche Sturm auf der Heide; die gefrorene Landschaft orchestriert in der «Winterreise» eine radikale Verlorenheitserfahrung. Und Raumkonstellationen können selbst zu Objekten des Erzählens werden, so in W.G. Sebalds Gedächtnis- und Gedenktopographien.



Eine (fast) menschenleere Strasse in Paris, aufgenommen von Louis Daguerre vom Fenster seines Arbeitszimmers aus (Daguerrotypie, 1838)

## Semantisierte und referenzlose Leere

Erzählen ist stets im Begriff, Raumsemantiken zu eröffnen und auszuformen, Raum im Rückgriff auf vielfältige Repertoires der Raumsemantisierung zu füllen. Jede Art von Literatur operiert mit solchen Repertoires und verändert sie; sie sind in Robinsonaden, poetisch-poetologischen Spaziergängen und Grossstadtromanen ebenso am Werk wie in den Crescendi folgenschwerer Peripetien oder effekthascherischer Showdowns.

## Résumé

*Il existe deux grands courants de tradition qui, pour dire les choses de façon simplifiée, véhiculent le concept du vide à travers l'histoire de la culture et des idées européenne. D'une part, il y a la tradition qui aborde de manière controversée le vide en tant que propriété de l'espace – le concept primordial de ce débat est le «horror vacui»; et d'autre part, il y a la tradition dans laquelle le vide apparaît comme une expérience existentielle, comme un état d'esprit à considérer sous un angle philosophique, théologique ou psychologique. Le premier courant de tradition peut être considéré comme plus ancien, le second étant principalement empreint de modernité.*

*Dans la littérature, les questions relatives à la construction spatiale – le vide fait partie du répertoire littéraire de l'agencement de l'espace – se recoupent avec celles des expériences modernes de perte. Dans l'étude de cette coïncidence, le retour vers des déterminations de philosophie naturelle du vide peut contribuer à une mise en relief de la pensée du vide. On peut alors se demander ce qu'il en est de la pensée du vide dans un monde où le «amor pleni», soit le penchant pour l'abondance voire la surabondance, a pris une ampleur démesurée par compensation. La pensée du vide peut-elle déployer ici un effet? Le «horror vacui» peut-il devenir un «amor vacui»?*

Zu den literarischen Raumsemantisierungsrepertoires gehört auch die Leere. Angesichts der genuinen raumsemantischen Produktivität des Erzählens kommt ihr besondere Bedeutung zu. In den literarischen Raumkonstruktionen ist Leere zunächst immer konkret: leere Strassen, ein verlassenes Haus, öde Landschaften. Aus dieser Konkretheit gewinnt Leere jenes Potenzial semantischer Aufladung, das sie für die erzählten Welten und Figuren – und für die narratologische Reflexion – bedeutsam macht. So kann etwa die Leere eines für gewöhnlich «vollen» – belebten, topografisch differenzierten – Ortes räumliche und damit unter anderem auch soziale Bedingungen dessen sichtbar werden lassen, was sonst in der nichtleeren Normalität fraglos vor sich geht.

In Kellers Roman «Der grüne Heinrich» – um ein Beispiel zu nennen – schläft der jugendliche Protagonist nach einer «Faust»-Vorstellung, an der er als Meerkatze mitgewirkt hat, zwischen den Kulissen ein; wie er erwacht, ist «das Theater leer und still, die Lampen ausgelöscht». Natürlich ist der Raum nicht im physikalischen Sinn leer – er ist «nur» menschenleer: ein Sozialraum im Zustand seiner Unbelebtheit post festum, voller Echos des gespielten Klassikers, des Mediums Theater, des bürgerlichen Kulturbewusstseins, perspektivisch verknüpft mit der Erlebniswelt des jugendlichen Heinrich, der hier nicht sein sollte und dem im menschenlee-

ren Zuschauerraum die vermeintlich klare Grenze von Theaterwelt und Lebenswirklichkeit abhandenkommt. Leere zeigt sich hier als Kreuzungspunkt vielfältiger Diskurse.

Allerdings: Ist semantisierte Leere leer? Sie steht in Beziehung zu raumsemantischen Prozessen, die Teil weiterer narrativer Konstellationen sind; sie erhält in der jeweiligen erzählerischen Dynamik spezifische Funktionen, so etwa in der Inszenierung eines entscheidenden Geschehens (Ödipus' Begegnung mit seinem Vater an einer einsamen Weggabelung; Zarathustras Aufenthalt im menschenleeren Gebirge und sein Abstieg; Jesu Versuchung in der Wüste). Der Begriff der Leere erschöpft sich in solcher Operationalisierung nicht. Beim Versuch, über diese hinauszugelangen, kann ein Rückgang zur naturphilosophischen Erschließung der Leere angezeigt sein. Dort – bei Aristoteles, Descartes, Leibniz einerseits, bei Lukrez, Guericke, Newton andererseits – wird im Horizont der jeweiligen Raumkonzepte ein Begriff von Leere sichtbar, der jede Relationalität von sich ausschliesst (was bei den einen zur Widerlegung, bei den anderen zum Nachweis des an sich seienden Raums und seiner Leere führt). Wenn Leere die Abwesenheit von Körpern ist, fehlt in ihr jede Art von Differenzierung, damit jede Orientierung und schliesslich jede Möglichkeit, überhaupt auf sie Bezug zu nehmen. Leere entzieht sich damit aller Referenzialität. Sie ist nicht durch ein Anderes – nicht einmal durch eine lokale, raumsemantisch kontextualisierte Leerstelle – repräsentierbar. Und doch scheint sie – zumindest als Konzept, das seine eigene Undenkbarkeit evoziert – «da» zu sein, a-semantisch, bezugslos, unfassbar, womöglich einen Horror Vacui nicht in der Natur, sondern im Denken auslösend: Wenn schon leere Orte ein Unheimlichkeitspotenzial haben, wie viel Schrecken kann dann im Gedanken einer absoluten Leere liegen?

Ist absolute Leere in der Literatur denkbar und darstellbar? Von partikularer, nämlich semantisierter Leere ist oft und ohne Weiteres die Rede: Menschenleere, leere Plätze, leere Säle, leere Seelen. Inwiefern deutet sich an Schauspielplätzen der semantisch produktiven Leere der Zugang – es mag ein Sog des Unheimlichen oder der Faszination sein – zur Annäherung an das Denken bezugsloser Leere an – und wie, wenn Leere jede Repräsentation von sich ausschliesst? Ist die literarische (De-)Semantisierung partikularer (Leer-)Räume – etwa bei Eichendorff, Büchner, Stifter – eine Weise, diese Frage zu reflektieren? Und kann sich, umgekehrt, auch in der narrativen Inszenierung voller, verdichtet bespielter Räume Leere andeuten (eine Frage etwa an Kafkas Texte)?

## Amor Vacui?

Solche Fragen können insofern von Bedeutung sein, als sich eine Verwandtschaft dieses radikalen Begriffs von Leere mit jenen metaphysischen Verlust Erfahrungen vermuten lässt, die zur säkularen Moderne gehören und in deren perspektivischer Weiterung sich eine vollständige Bezugslosigkeit anzeigt als – um eine notwendig unangemessene Raummetapher zu verwenden – der Abgrund, von dem Erzählen, Denken, Raumgenese, soziale und individuelle Praxis wegstreben, ohne diesen Nullpunkt je annullieren zu können.

Fragen lässt sich zudem: Wie steht es um das Denken der Leere in einer Welt, in der der «Amor Pleni», die Neigung zu Fülle und Überfülle, kompensatorisch überhandgenommen hat, die aber die Problematik dieser Neigung wahrzunehmen beginnt? Kann das Denken der Leere hier Wirkung entfalten? Kann aus dem Horror Vacui – den das europäische Denken im 17. Jahrhundert schon einmal losgeworden ist – ein «Amor Vacui» werden?

### Literatur

- Dünne, Jörg und Andreas Mahler (2015): Handbuch Literatur & Raum (Handbücher zur kulturwissenschaftlichen Philologie 3), Berlin.
- Hölscher, Lucian (2009): Semantik der Leere. Grenzfragen der Geschichtswissenschaft, Göttingen.
- Lipovetsky, Gilles (1983): L'ère du vide. Essais sur l'individualisme contemporain, Paris.
- Lotman, Jurij M. (1993): Die Struktur literarischer Texte, übers. von Rolf-Dietrich Keil, 4. Aufl., München.
- Simons, Oliver (2007): Raumgeschichten. Topographien der Moderne in Philosophie, Wissenschaft und Literatur, Paderborn.

### DOI

10.5281/zenodo.3538861

### Zum Autor

Andreas Härter ist Titularprofessor und Dozent für Deutsche Sprache und Literatur an der Universität St. Gallen. In seiner Forschung befasst er sich unter anderem mit Raumtheorie und der Kulturgeschichte des leeren Raums, mit Kafka sowie mit Literaturtheorie und Rhetorik vor allem des 18. Jahrhunderts.



# «Eu vegn oura Cuoira!»

## Sprachliche Orientierung im (rätoromanischen) Raum

Silvana Derungs

Wie beneiden wir Rätoromanen doch die Deutschsprachigen um ihre Fähigkeit, ohne Hürden und Hemmungen Wortketten zu bilden. Solche Nominalverbindungen sind für unsereins Traumgebilde beziehungsweise in ihrer rätoromanischen Performance ziemliche Dadaismen. Meistens werden sie nämlich mit der Präposition *da* «von» gebildet, zum Beispiel *chaschiel frestg dal biffel da l'aua* «Wasserbüffelrischkäse» oder *rait da sendas da viandar* «Wanderwegnetz».

### Das Tal hinunter oder hinaus?

Bewegen wir uns aber in der freien Natur, macht sich eine gewisse Zügellosigkeit schliesslich doch noch sprachmorphologisch bemerkbar: *Ti vas viadentadem-dem, reivas dil lartg viadenasi per traversar leuorasi il fil, vas davosgiu e vegns lu puspei davostierneu*. «Du gehst ganz ganz (zuhinterst) hinein, kletterst die Schneise tal-einwärts hoch, um dort oben den Grat zu queren, gehst

hinten runter und kommst dann wieder von hinten her.» (Dies ist eine Wegbeschreibung im surselvischen Idiom, wo sich das Phänomen der adverbial-präpositionalen An-einanderreihung besonders äussert.)

Für die rätoromanische Raumdeixis gibt es zahllose Kombinationsmöglichkeiten, wobei vor allem die vier Lokaladverbien (die auch präpositional verwendet werden) *si* «auf, hinauf», *giu* «unten, hinab», *en* «innen, hinein» und *ora* «ausen, hinaus» die Raumvorstellung abdecken. Referenzpunkt ist der Sprecher und seine subjektive Wahrnehmung im Raum zum Zeitpunkt des Sprechens. Ein Engadiner sagt zum Beispiel, er gehe *oura Cuoira* «hinaus nach Chur» und nicht einfach *a Cuoira* (mit einem neutralen *a* «nach»). Die Bewegungsangabe gibt hier zunächst einmal dem Verlassen des Tales (über/durch den Berg) den Vorrang; weniger entscheidend ist die Höhenlage. Fahren die Engadiner hingegen von Landquart weiter talabwärts, wird die Abwärtsbewegung dominanter und es heisst *giò pel Tudais-ch* «hinab ins Unterland» oder *giò la Bassa*, wo das «unterhalb Gelegene» bereits im Namen *la Bassa* selbst steht. Befindet sich eine Oberengadinerin in S-chanf (auf 1660 Metern über Meer) und geht talaufwärts nach Zuoz (1716 Meter über Meer), sagt sie *Eau vegn vi Zuoz* («hinüber»). Bewegt sie sich aber nach Cinuos-chel (1615 Meter über Meer), so hat sie mit *Eau vegn giò Cinuos-chel* («hinab») die talauswärtige Bewegung mitgeäussert.



Entscheidend ist das individuelle Sprach- und Raumempfinden. Darin enthalten scheint ein System, das gewisse Präpositionen in einem bestimmten Umfeld ausschliesst: Talauwärts ist manchmal wie oben geschil­dert ein «hinab», andernorts ein «hinaus». Schauen wir ins Val Müstair: Begibt man sich hier von Tschier­v talabwärts nach Valchava, sagt man nicht *Jau vegn jò Valchava* («hinab»), sondern *Jau vegn ora Valchava* («hinaus»). Kein Wunder, geben die Lokaladverbien den eingewanderten und ansonsten assimilierten Neo-Rätoromanen auch nach Jahren des Sich-heimisch-Fühlens noch Rätsel auf. Ebenso wenig verwundert es, dass die Grammatiken bisher darauf verzichtet haben, hierzu ein eindeutiges Regelwerk aufzustellen.

## Bergmensch vs. Flachlandbewohner

Erhellend wird es dennoch, wenn man sich in den rätoromanischen Lehrbüchern über den Lokaladverbgebrauch schlau machen will. Schnell einmal kann man sich als alpiner Urmensch vorkommen, wird man doch in mehreren Werken daran erinnert, dass der unmittelbare Lebensraum des Bergbewohners vom Oben und Unten des Berges, vom Innen und Aussen des Tals längs des Flusslaufes bestimmt werde. Zwischen den Zeilen herausgelesen, lässt sich nicht verleugnen, dass die rätoromanische Sprache in diesen Werken etwas verklärt dargestellt wird. Bei der Lektüre der Grammatik des surmeirischen Idioms lässt sich gar eine Abwertung der «Flachlandbewohner» nicht abstreiten: *Igl abitant dalla muntogna [...] amprova da determinar la posiziun ed igl muvimaing aint igl spazi cun ena precisiun tgi surpassa per en bung tant chella digl abitant dalla planeira*. Der Bergbewohner versuche, seine Lage und Bewegung im Raum mit einer Präzision darzu­legen, die jene des Bewohners des Flachlands bei Weitem übertreffe. Immerhin – und das wird in den oben erwähnten Werken meist dann doch eingeräumt – sind solche Angaben nicht nur eine rätoromanische Eigenheit, sondern gelten auch für andere Alpenmundarten.

Bleibt die Frage, ob Rätoromanen und andere urban gewordene Alpinmenschen, die *giu ella Bassa* leben, dann ihr sprachliches Gespür für den Raum verlieren oder gar bereits verloren haben? Oder haben sie im scheinbar unüberschaubaren Stadtgewirr und in den hügeligen Ebenen mit sich darin mäandrierenden Strassen und Flüssen eine neue Spielwiese gefunden, um sich adverbial auszutoben?

●

*In dieser Rubrik befassen sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der vier nationalen Wörterbücher der Schweiz assoziativ mit einem vorgegebenen Begriff. In dieser Ausgabe: «Raum».*

### Literatur

- Dicziunari Rumantsch Grischun, Bd. 7, 248 ff. (giò), Bd. 7, 534 ff. (gnir), Bd. 10, 207 (là).
- Ebnetter, Theodor (1984): Die Adverbien und Präpositionen des Ortes und der Richtung im Romanischen von Vaz/Obervaz, in: Zeitschrift für Romanische Philologie 100, Tübingen, S. 387–407.
- Liver, Ricarda (2012): Der Wortschatz des Bündnerromanischen. Elemente zu einer rätoromanischen Lexikologie, Tübingen, S. 27.
- Signorell, Faust et al. (1987): Normas Surmiranas. Grammatica rumantscha digl idiom da Sur- e Sotse, Chur, S. 126.
- Spescha, Arnold (1989): Grammatica Sursilvana, Chur, S. 506 ff.
- Zinsli, Paul (1946): Grund und Grat. Die Bergwelt im Spiegel der schweizerdeutschen Alpenmundarten, Bern.

### Zur Autorin

Silvana Derungs ist Redaktorin am Institut dal Dicziunari Rumantsch Grischun in Chur.





# Die literaturgeografische Vermessung der Schweiz – ein Traum

Barbara Piatti

**Jede literarische Handlung ist irgendwo lokalisiert. Die Literaturgeografie rückt die vielfältigen Bezüge zwischen Räumen der Fiktion und «realen» Räumen ins Zentrum. Das ist eine spielerische Herangehensweise, ja, aber auch ein Ideengenerator und eine Grundlage für weitere literaturwissenschaftliche Analysen. Alles nur ein Traum?**

Der Raum ist ganz mit schwarzem Samt ausgeschlagen, und als wir eintreten, werden gerade die letzten Spots eingeschaltet. Sie beleuchten ein Relief der Schweiz, schätzungsweise 6 auf 4 Meter. Die Eidgenossenschaft mit allen Tälern, allen Gipfeln, allen Seen und Flüssen, mit Wald und Wiesen, Städten und Agglomerationen, aufs Filigranste gearbeitet, in naturechten Farben. Das Relief ist perfekt. Schlicht und ergreifend eine Augenweide. So beginnt mein Traum.

## Literarische Gefahrenzonen

Beinahe magisch ist die Anziehungskraft: Man will die sattgrünen Alpwiesen, die Schneefelder und Stadträume anfassen, über die jetzt täuschend echte Sonnenstrahlen gleiten. Fragende Blicke. «Natürlich, Sie können es berühren, es funktioniert wie ein Touchscreen», ermuntert uns eine Dame, die offenbar zum Forschungsteam gehört. Wir umrunden das Relief. Ich kann mich nicht sofort entscheiden. Schliesslich tippe ich vorsichtig auf den Lago Maggiore – und zucke sofort zurück. Augenblicklich wird es dunkel, Donner grollt. Ein kleines Ruderboot kämpft sich durch die Wellen. Am Horizont fahlgelbes Wetterleuchten, dann prasselt Starkregen nieder. Eine Bassstimme beginnt eindringlich zu erzählen:

«Ich ruderte die ganze Nacht. Schliesslich waren meine Hände so wund, dass ich kaum die Ruder umschliessen konnte. Verschiedene Male waren wir beinahe am Ufer zerschellt.» Keine Frage, in dieser Szene geht es um Leben und Tod. 1918: Ein verwundeter amerikanischer Deserteur und eine schwangere Krankenschwester wollen sich nachts über die italienisch-schweizerische Grenze in Sicherheit bringen. Catherine und Henry aus Ernest Hemingways «A Farewell to Arms» (1929). Ob sie es schaffen, ist noch völlig unklar.

Da weist uns ein Besucher aufgeregt auf ein zweites Boot hin, das aus der Gegenrichtung kommt, von Locarno her, darauf zwei Männer und eine Gruppe von Kindern. «Die Wellen legten sich wie kleine Barrieren vor die Barke, und sie mussten jede einzelne überklettern. Giorgio machte das erst Spass, auch einem Teil der anderen Knaben, bis die Wellen ihnen ins Gesicht schlugen. «Sieh», der Fischerbub zeigte vorwärts, «da steigt sogar noch ein Gewitter auf.»

Catherine und Henry haben inzwischen, wenn auch mit letzter Kraft, Brissago erreicht. In der anderen Szene bahnt sich hingegen die Tragödie an, das Boot mit den Kaminfegerjungen aus Lisa Tetzners «Die schwarzen Brüder» (1941) kentert. Längst nicht alle können sich ans Ufer retten.

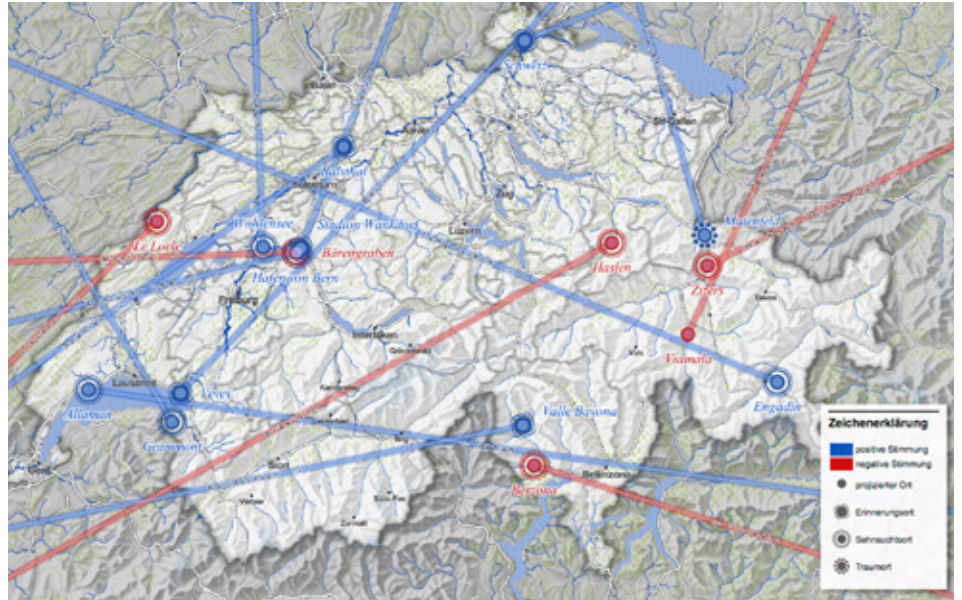
«Sie haben die Gefahrenzonen aktiviert», erklärt die Dame, «auf dem ganzen Relief erscheinen jetzt literarische Szenen mit diesem Attribut. Und alles geschieht gleichzeitig.»

Schlammmassen, Erdbeben, Lawinen, Überschwemmungen scheinen das Relief zu verwüsten. Und in Zürich erhebt sich ein Vulkan, Zerstörung total in Franz Hohlers «Der neue Berg» (1989).

«In allen diesen Texten wird die Natur zum mächtigen Gegenspieler der Figuren. Protagonistische Schauplätze nennen wir das. Die literarische Schweiz ist unter anderem ein Land voller Naturkatastrophen.» Wir folgen diesem apokalyptischen Schauspiel gebannt – bis unsere Expertin den Resetknopf drückt und alles zurück in den Ausgangszustand versetzt.

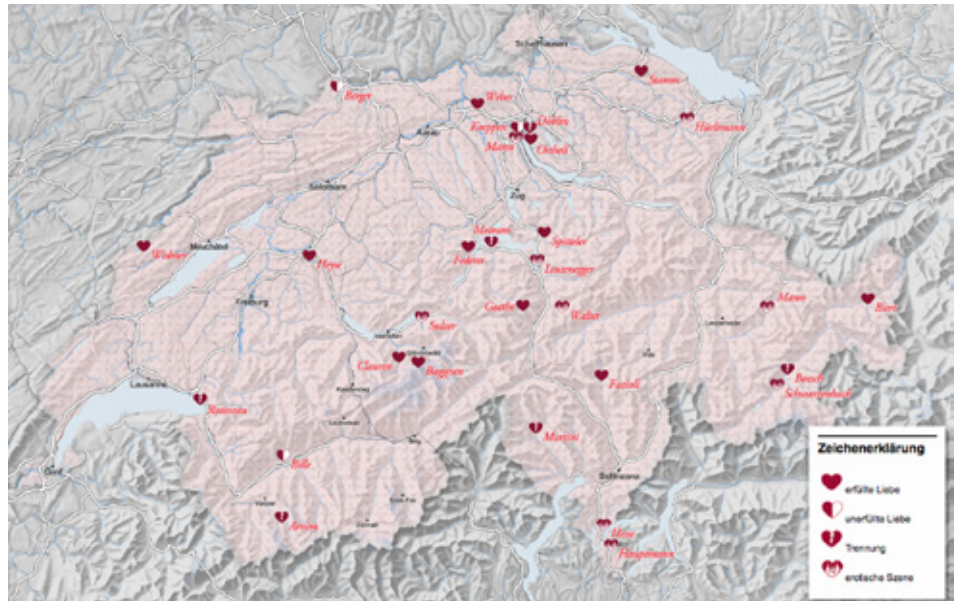
Projizierte Orte

An den markierten Orten sind die literarischen Figuren nicht anwesend (die eigentlichen Schauplätze liegen ausserhalb der Landesgrenzen); sie rufen diese bloss auf, in Form von Träumen, Erinnerungen, Sehnsüchten.



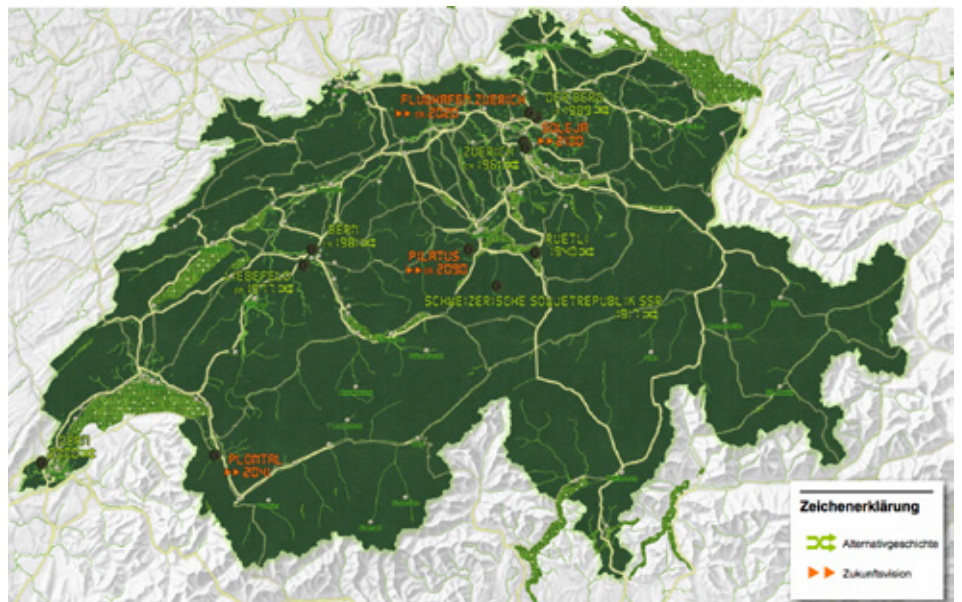
Literarische Liebesszenen

Knisternde, tragische, himmelhochjauchende Begegnungen in allen Landesteilen.



Zukunftswelten

Eine Auswahl von kontrafaktischen, dystopischen und utopischen Texten mit Schauplatz Schweiz.



## Verschwundene Schauplätze

«Und das funktioniert überall?», erkundigt sich ein Doktorand. Sie drückt ihm eine Art Zeigestab in die Hand. «Probieren Sie's aus.» Kaum hat er mit der Spitze die Rigi berührt, kriechen Nebelschwaden die Hänge hoch, es beginnt (nur dort, nur lokal) zu nieseln. Von Weggis aus steigt ein Wanderer hoch, in voller Bergsteigermontur, mit Pickel, Haken, Seilen und – Gletscherbrille! Mit einem Regler lässt sich die Handlung vorspulen. Jetzt steht er schon oben auf Rigi Kulm, völlig durchnässt. Zwei weitere Gestalten leisten ihm Gesellschaft, in modisch karierten Touristenanzügen, die schwer vom Regen an ihnen kleben. Alle drei irren im Nebel herum, alle drei fluchen lauthals.

Da erscheint, wie eine Fata Morgana, das alte Palais Schreiber mitsamt Freitreppe und Gaskandelabern und hell erleuchteten Fenstern. Walzermusik erklingt. «Das Relief zeigt eine Fülle von Schauplätzen, deren realweltliche Pendants nicht mehr existieren. Das prachtvolle Hotel, das Sie hier sehen, ist mehrfach in Fiktionen eingegangen. 1953 ist es abgerissen worden. In Alphonse Daudets *Tartarin de Tarascon* und Mark Twains *A Tramp Abroad* können wir es noch erleben.»

Verschwundene Schauplätze, protagonistische Naturgewalten. Doch das sind erst zwei Möglichkeiten. Für alles Weitere steht ein imposantes Schaltpult zur Verfügung: Knöpfe, Regler, Lämpchen, fast wie in einem Cockpit. Der Clou des Reliefs ist sein Innenleben. Man kann Themen wählen: Nobelpreisträger. Todesmomente. Zukunftsszenarien. Liebeszenen. Unsere Expertin wechselt augenzwinkernd in den Jargon der Tourismuswerbung: «Erfüllte Liebe, tragische Liebe, schmerzvolle Trennungen, erotisches Knistern – was immer Ihr Wunsch ist, die Schweiz hat die passende Kulisse dazu!» Auf der Reliefoberfläche wimmelt es mit einem Mal von Liebespaaren. Auf einer Hotelterrasse am Genfersee, im Regen, stehen zwei wahnsinnig gut aussehende Menschen, im extravaganten Stil der Roaring Twenties gekleidet. Sie werden sich gleich küssen. Sie tun es. «My God, he gasped, you're fun to kiss.» Die Tonspur liefert den Dialog, wir belauschen Dick und Nicole, aus Francis Scott Fitzgeralds *Tender is the Night* (1931). Es regnet übrigens auch in Montreux. Mir fällt auf, dass die besten Szenen (oder jedenfalls meine Lieblingsszenen) im Literaturland Schweiz bei Regen spielen.

## Im Untergrund

«Wie sieht es denn mit unterirdischen Schauplätzen aus?», erkundigt sich eine Besucherin aus der Gruppe, «da passiert doch so einiges in der Schweiz, in den Tunnels und Stollen?» «Kein Problem.» Die Literaturgeografin drückt auf einen grünen Knopf, der Gotthard wächst in die Höhe, nimmt das drei-, vierfache Volumen des bisherigen Modellberges an und klappt sich dann, wie von Geisterhand, selber auf. Kavernen, Stollen, Tunnel. Eine riesige unterirdische Stadt. Überall altes Grubenwerkzeug, Kompressorenmaschinen, mörtelverputzte Galerien. Über die unregelmässigen Wän-

## Résumé

*Chaque action littéraire est localisée quelque part. La géographie littéraire se focalise sur les multiples rapports entre espaces de la fiction et espaces réels. Il s'agit d'une approche ludique, mais aussi d'un générateur d'idées et d'une base pour l'analyse textuelle: les espaces littéraires ne sont en effet aucunement de simples images mimétiques de la réalité, même quand ils renvoient à des paysages et à des villes bien réels.*

*Dans ce texte, l'auteure imagine une carte de géographie littéraire tridimensionnelle et interactive de la Suisse, munie de nombreux effets spéciaux et reposant sur une collection de données inépuisable et sans cesse croissante; une carte qui révèle la richesse des espaces littéraires à travers les siècles, autrement invisibles, en tant que patrimoine culturel partagé. Car si l'architecture et la nature peuvent être vues sur place, les différentes couches de sens littéraires ne se visitent pas. Elles peuvent pourtant marquer l'identité de lieux, de villes et de paysages.*

de laufen Textzeilen wie diese, aus Hermann Burgers *«Die künstliche Mutter»* (1981): «Bereits war es so warm, dass die Schweissbildung einsetzte. [...] Wir fahren Sie krank ein und möchten Sie gesund herausbringen, fertig! Das Glockenzeichen, und nun rollte die Komposition im Zickzack durch die Querschläge und Südauslängen, die Carceri des Tartaros, Drachenwind schlug mir entgegen, es war eine gespenstische Untertagegeisterbahn.»

Der Mann neben mir interessiert sich für die Kategorie *«Kontrafaktisches»*. Schon das erste aufscheinende Zitat saugt uns noch tiefer hinab und hinein, in die unterirdische Welt: «[...] aus den Wänden wuchsen, perspektivisch unmöglich schiefe Böden, hoch über mir Decken, von denen kondensierte Feuchtigkeit auf uns niedertropfte, wieder emporstieg und abermals auf uns herabregnete und innerhalb des Höhlensystems so ein eigenes Klima schuf; das Réduit erschien auf furchterregende Weise organisch [...]» Aber natürlich, eine Stelle aus Christian Krachts *«Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten»* (2008)! In diesem Roman ist Lenin nie abgereist aus der Schweiz, kein plombierter Zug hat ihn 1917 nach Russland gebracht. Stattdessen hat er die Schweizerische Sowjetrepublik (SSR) gegründet, deren Schaltzentrale im Alpenmassiv liegt. «Burger und Kracht, allein an den beiden Beispielen können wir prima zeigen, wie der empirische Raum transformiert wird.» Leider gehen die weiteren Erklärungen in einem Höllenlärm unter, es wird lauter und lauter. Über dem Alpen-Réduit haben Dutzende von Luftschiffen Position bezogen, Bomben fallen. Eine komplett surreale Szene im Luftraum des Reliefs. Bei Kracht steht die SSR seit über hundert Jahren im Krieg mit Deutschland und dessen Verbündeten.

## Projizierte Orte

«Unser Team ist unablässig dabei, die Visualisierungen zu verbessern. Die Geografie der Literatur folgt ja, wie Sie selber nur zu gut wissen, ganz eigenen Gesetzen. Im Moment beschäftigt uns die Darstellung projizierter Orte.» «Oh, da bin ich sehr gespannt!», meldet sich eine junge Frau begeistert. «Das ist *mein* Thema. Das sind keine Schauplätze, sondern Lokalitäten, in die sich die handelnden Figuren in Form von Sehnsüchten, Erinnerungen, Träumen hineinversetzen.» «Danke, genau, da haben wir ja schon die Definition.» Unser Guide lächelt und setzt ihre Erläuterungen fort. «In Paul Nizons *«Das Jahr der Liebe»* (1981) verwandelt sich der Wohlensee in einen *«Gedanken-, Wunsch- und Sehnsuchtsraum»*. Aber hören Sie selber.» «[...] ich träumte, das heisst, ich stellte mir vor, ich sei nicht auf dem Wolensee [sic], sondern in einem norwegischen Fjord oder in Michigan oben, ein Trapper. Der See war kein richtiger See, nur eine Verbreiterung der Aare, obwohl er das Wort See im Namen trägt. Es gab da ganze Schilffelder mittendrin, wahre Verlandungen, und es gab Pfahlhütten [...] ich ruderte mich durch die Schilfgebiete, flussauf, und ich liess mich manchmal lange treiben, oder ich landete, spielte mir schwierige Landungen vor und richtiges An-Land-Treten, Neuland betreten war das, abenteuerlich [...]» An dieser Stelle wird das Relief schwach überblendet mit Impressionen aus den genannten Landschaften. Norwegen und die Great Lakes in Michigan. Und das am Wohlensee. Wenn das einem Touristiker zu Ohren kommt...

## Expertenmodus

«In dem interaktiven literaturgeografischen Relief sind aktuell Daten zu rund 3000 literarischen Texten gespeichert, die in der Schweiz spielen. Wir ergänzen fast täglich. Von der Weltliteratur bis zum Lokalkrimi», erzählt die Forscherin weiter. Ist sie eigentlich Geografin oder Literaturwissenschaftlerin? «Noch befinden wir uns im Vermittlungsmodus. Die Figürchen, die filmischen Szenen, haben wir eingeführt, damit auch Laien rasch einen Zugang finden.»

«Für die Experten und Expertinnen» – sie senkt die Stimme verschwörerisch – «haben wir ganz andere Möglichkeiten vorgesehen. Sie können unsere Daten auf viele Arten filtern, korrelieren und visualisieren. Und den Timeslider einsetzen. Da erst beginnen die Analysen. Sie müssen nur die richtigen Fragen stellen.»

Und tatsächlich: Jetzt sind die Visualisierungen abstrakter, grafischer. Wir sehen die Hotspots der Literatur, beobachten chronologisch, wie Landschaften auf der Landkarte der Literatur auftauchen und teils wieder absinken. Die Petersinsel etwa – zum Schauplatz der Weltliteratur geworden durch Jean-Jacques Rousseau, dann sehr lange fiktional kein produktiver Ort mehr, bis zum Auftauchen von W.G. Sebald, der nachempfindend in die Fussstapfen Rousseaus tritt. Aber seither? Ist die Insel keine Inspiration mehr für die Gegenwartsliteratur? Offenbar nicht, jedenfalls sind keine neuen Einträge vorhanden. Könnte man gar von einer «blo-

ckierten Zone» sprechen, weil der «Urtext» so wirkungsmächtig ist, immer noch? Ähnlich wie auf dem Rütli, wo (vor allem seit Schillers grossem Wurf von 1804) bloss Plots verankert sind, die den Tell- und Schwurmythos variieren oder zumindest darauf anspielen?

## Das Potenzial der Literaturgeografie

Was für eine Show! Eine dreidimensionale, interaktive literaturgeografische Karte der Schweiz mit vielen Spezialeffekten. Und einer unerschöpflichen, ständig wachsenden Datensammlung dahinter. Eine Karte, die das Unsichtbare sichtbar macht. Denn um nichts anderes geht es. Im Unterschied zu Architektur- und Natursehenswürdigkeiten sind literarische Bedeutungsschichten nicht zu sehen – und können doch enorm prägend sein für die Identität einer Stadt oder einer Region. Wir plaudern angeregt. Ja, beeindruckend ist das schon, dass so viele Stimmen Anteil haben an dieser literarischen Schweiz. Man weiss das ja eigentlich, hier aber ist es plötzlich so offensichtlich: die erstaunlichen literarischen Nachbarschaften und Gleichzeitigkeiten. Allein in der Zentralschweiz, einer der reichsten Literaturregionen Europas, kreuzen sich Figuren aus Geschichten von Twain und Daudet, aber auch von Tolstoi und Strindberg, Scott und Schiller, Yoko Tawada, Cécile Lauber und Gertrud Leutenegger, Keller, Gotthelf, Walser, Inglin, Frisch, Lewinsky und vielen, vielen anderen. Kanonisches steht dicht neben Kuriosem, über die Jahrhunderte vermengen sich die Epochen, Kulturen, Nationen und Schicksale: zu einem gemeinsam geschaffenen multikulturellen Erbe.

Und just in dem Augenblick, mitten im muntersten Gespräch, in dem die ersten Stichwörter zu neuen Forschungsprojekten zwischen uns hin- und herfliegen («Wir könnten doch auch die *«unwritten regions»* untersuchen, das literarische Brachland?» – «Das wäre ein grandioser Service für Autoren und Autorinnen!» – amüsiertes Kichern – «Nein, Blödsinn, eher würden wir doch zu erklären versuchen, weshalb dort und da nichts geschrieben worden ist...»), da öffnet sich die Tür. Herein tritt «der Kritiker», ein international bekannter Professor der Komparatistik, berüchtigt für seine gnadenlosen Gutachten.

Wie immer in meinem wiederkehrenden Traum betrachtet er erst einmal eingehend das Relief (und ja, er hebt wie jedes Mal die Augenbrauen, logisch, was sollte er auch sonst tun). «Eine Spielerei», murmelt er. Wir meinen einen verächtlichen Ton herauszuhören. Einer aus unserer Gruppe kontert sofort: «Ja, mag sein. Aber eine sehr produktive Spielerei. Literaturgeografie inspiriert, und zwar Schüler, Schülerinnen, Studierende, Lehrpersonen ebenso wie renommierte Fachleute. Aus der Architektur etwa. Oder dem Landschaftsschutz. Vom Tourismussektor ganz zu schweigen. Glauben Sie mir, ich spreche aus Erfahrung, aus der Praxis: Literaturgeografie ist ein fantastischer Ideengenerator.» Zustimmendes Nicken von uns allen. «Und so ein Ideengenerator», werfe ich ein, um meinen Kollegen zu unterstützen, «wäre ja vielleicht ganz nützlich für die Geistes-



wissenschaften, nicht wahr?» Keine Antwort. Stille. Und da passiert es. Der Professor streicht mit der Fingerkuppe sanft über die Jurahöhen, eine literarisch eher dünn besiedelte Gegend, verglichen mit den Ballungszentren in den Alpen, den Städten, an und auf den grossen Seen. «Einem literarischen Phänomen seinen Ort zuzuweisen, kann nicht das Ende der geografischen Analyse sein, sondern lediglich deren Anfang.» Er zitiert doch tatsächlich Franco Moretti, aus dessen «Atlas des europäischen Romans» (1999), sozusagen das Gründungsdokument der neuen Literaturgeografie! Ich halte den Atem an. Was jetzt wohl kommt?

«Die projizierten Orte, darüber habe ich gelesen.» Jetzt fixiert er die Autorin, die den Aufsatz verfasst hat. «Spannende Kategorie. Ich wollte schon immer wissen, welche Flucht- und Traumorte sich die Literatur in Kriegs- und Krisenzeiten schafft, im Ersten Weltkrieg, im Zweiten Weltkrieg. Expandiert der Raum der Fiktion? Oder zieht er sich zusammen? Gibt es dazu Daten?» Pause. «Oder könnte man vielleicht abfragen, wo frühe ökologisch engagierte Romane spielen? Und wo heute? Was ich meine: Lassen sich die Anfänge der Climate Fiction geografisch verorten – auch in der Schweiz?» Du lieber Himmel, der Mann ist ja gar nicht mehr zu bremsen! «Gibt es eine spezifische Geografie der Migrationsliteratur? Deckt sich die infrastrukturelle Erschliessung der Alpen mit der literarischen? Oder sind das verschiedene Zonen? Und die Agglomerationen? Was geschieht dort literarisch, falls?» Er blickt uns erwartungsvoll an. «Das würde mich wirklich alles interessieren. Können Sie solche Fragen denn schon beantworten?»

Ungefähr hier endet mein Traum jeweils (genau, immer wenn es am schönsten ist...). Noch im Übergang zwischen Schlafen und Wachen denke ich: bald. Bald können wir das hoffentlich. Wir arbeiten dran.

●

## Literatur

- Moretti, Franco (1999): Atlas des europäischen Romans. Wo die Literatur spielte, Köln. (Die englische Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel «Atlas of the European Novel: 1800-1900».)
- Piatti, Barbara (2009): Die Geographie der Literatur. Schauplätze, Handlungsräume, Raumphantasien, 2. Aufl., Göttingen.
- Piatti, Barbara (2017): Literary Cartography: Mapping as a Method, in: Engberg-Pedersen, Anders (Hg.): Literature and Cartography: Theories, Histories, Genres, Cambridge, S. 45–72.
- Piatti, Barbara (2016): Mapping Fiction: Theories, Tools, Limits and Potentials of Literary Cartography, in: Donaldson, Christopher und David Cooper (Hg.): Literary Mapping in the Digital Age, Farnham, S. 88–101.

## Links

[www.literaturatlas.eu](http://www.literaturatlas.eu)  
[www.literatur-karten.ch](http://www.literatur-karten.ch)

## DOI

10.5281/zenodo.3538859

## Zur Autorin

Barbara Piatti ist promovierte Germanistin, Sachbuchautorin und Kulturunternehmerin. Nach Stationen an der Stanford University, am Wissenschaftskolleg zu Berlin und der ETH Zürich hat sie 2014 ihre eigene Firma in Basel gegründet. Eines ihrer Spezialgebiete ist die Literaturgeografie ([www.barbara-piatti.ch](http://www.barbara-piatti.ch)).





ISSN 1420-6560